

Edgaran Allan Corvinus

Die schwarze Chronik von Al'Anfa #1



GEFANGEN IM HORROR

„Eine neue Geschichte aus der Reihe
Gefangen im Horror“

Masken aus Gold, Herzen aus Wahrheit
Edgaran Allan Corvinus

Serie: Gefangen im Horror – Band 1

Impressum

© 2026 Michael Garbers
Alle Rechte vorbehalten.

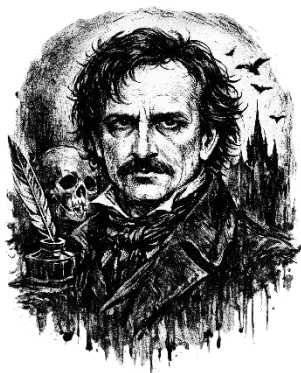
Unter Einsatz von KI-Tools

Dieses Produkt wurde unter Lizenz erstellt. Das Schwarze Auge und sein Logo sowie Aventuria, Dere, Myranor, Riesland, Tharun und Uthuria und ihre Logos sind eingetragene Marken von Significant GbR in Deutschland, den U.S.A. und anderen Ländern. Ulissys Spiele und sein Logo sind eingetragene Marken der Ulisses Medien und Spiele Distribution GmbH.

Veröffentlichung im Scriptorium von

www.ulisses-ebooks.de

Über den Autor



Edgar Allan Poe gilt als einer der markantesten Stimmen des aventurischen Schauerromans. In seinen Werken verbindet er düstere Familiengeheimnisse, religiösen Schrecken und den langsamen Verfall von Ordnung zu Geschichten, in denen nicht das Monster allein, sondern vor allem Schuld, Angst und Verschweigen den eigentlichen Horror erzeugen.

Poe ist bekannt für Stoffe, in denen alte Häuser, verfluchte Chroniken, Totenkulte und moralisch verhängnisvolle Entscheidungen untrennbar ineinandergreifen. Seine Romane spielen bevorzugt an Orten, an denen Macht, Frömmigkeit und Verwesung dicht beieinanderliegen — in verschlossenen Residenzen, vergessenen Gruften und Städten, deren Glanz nur die Oberfläche eines faulenden Inneren bildet.

„Gefangen im Horror“ ist seine erfolgreichste Reihe.

„Manchmal ist es nicht der Schwur, der uns bindet, sondern die
Scham, mit der wir ihn bewahren.“

Edgaran Allan Corvinus

Die Hauskapelle des Hauses di Torre lag still wie ein verschlossener Mund.

Über den schwarzen Steinplatten hing der schwere Geruch von Öl, altem Weihrauch und jener trockenen Kühle, die in Al'Anfa selbst in reichen Häusern nie ganz wich, wenn die Toten in der Nähe waren. Vier schlanke Grablichter brannten vor dem Boronbild. Ihr Schein zitterte kaum. Nichts bewegte sich.

Dann schlug die Totenglocke.

Ein einzelner, tiefer Ton fuhr durch die Kapelle, so hart und voll, dass die Flamme der linken Lampe zuckte. Noch ehe das Echo an den Wänden verstarb, folgte der zweite Schlag.

Elaria di Torre stand bereits aufrecht, obwohl sie im ersten Atemzug geglaubt hatte, sie habe im Halbschlaf geträumt. Die junge Verwalterin des Hauses trug noch ein loses Nachtgewand unter dem dunklen Überwurf, doch ihre Haltung war schon wieder die einer Frau, die nicht überrascht werden durfte. Nicht von Dienern. Nicht von Feinden. Nicht von den Toten.

„Wer zieht die Glocke?“

Niemand antwortete ihr.

Der alte Hauskaplan Raciono Merbal hob nur langsam den Kopf. Seine schmalen Finger ruhten noch auf dem Gebetsband, als hätte er die Frage nicht gehört oder wolle sie nicht gelten lassen. Er war als erster im Vorraum gewesen, bevor die Wachen Elaria gerufen hatten, und sein langes, eingefallenes Gesicht wirkte im Kerzenlicht wie aus Wachs gezogen.

Der dritte Schlag kam.

Diesmal war er näher. Unmöglich näher. Als hinge die Glocke nicht über der Kapelle, sondern direkt über ihren Herzen.

Sabra, die Sklavenaufseherin, zog scharf Luft ein. Die breite, grauhaarige Frau blieb dicht bei der Tür stehen, beide Hände in den Ärmeln verborgen, den Rücken gerade wie früher, als sie noch Kinder in diesem Haus getragen hatte. Elaria hatte sie nie zittern sehen.

Jetzt zitterte sie.

„Die Glocke bewegt sich nicht, Herrin“, sagte Sabra heiser. „Ich habe hinaufsehen lassen. Niemand ist im Turm.“

Raciano machte ein Zeichen Borons vor der Brust. „Dann ist es ein Zeichen.“

„Oder eine Schändung“, sagte Elaria sofort.

Sie hasste, wie schnell das aus ihr herauskam. Zu schnell. Aber noch mehr hasste sie das Gefühl, dass der Boden unter der Kapelle auf etwas lauschte.

Wieder schlug die Glocke.

Ein dumpfer Stoß, der durch das Mauerwerk ging. Irgendwo im Haus antwortete ein Hund mit einem kurzen, erstickten Jaulen und verstummte gleich darauf.

Elaria trat an den Altar vorbei in den Mittelgang. Der schwarze Stein unter ihren nackten Sohlen war kalt genug, dass sie den Atem flacher nahm. An der rechten Wand glänzte etwas im Kerzenlicht.

Feuchtigkeit.

Sie blieb stehen.

„Licht her.“

Sabra war mit drei schnellen Schritten bei ihr, hielt die Lampe hoch, und der matte Schein kroch über den Wandputz. Dort, wo am Abend zuvor nichts gewesen war, zeichnete sich ein dunkler Ring ab, handbreit und unregelmäßig, als habe jemand mit nassen Fingern Salzlake auf den Stein gestrichen. Der Ring war nicht geschlossen. An einer Stelle verlief er nach unten in dünnen Rinnsalen.

Elaria beugte sich vor. Es war kein Ruß. Kein Schimmel. Keine gewöhnliche Nässe.

Kleine Kristalle schimmerten am Rand.

Salz.

Für einen Augenblick sagte niemand etwas.

Dann murmelte Raciano: „Boron bewahre.“

„Boron bewahrt, wenn seine Ordnung gewahrt bleibt“, schnitt Elaria ihm das Wort ab. Sie hörte selbst, dass ihre Stimme zu scharf geworden war. „Sabra, wer war zuletzt hier?“

„Nur die Nachtwächter am Vorhof. Und ich. Die Kapelle war verschlossen.“

„Verschlossen heißt nichts, wenn Hände bestochen wurden.“

Sabra hob den Blick. „Meine Hände nicht.“

Es war kein Trotz darin. Nur Müdigkeit. Und etwas anderes, das Elaria nicht sehen wollte.

Die Glocke schwieg.

Die Stille danach war schlimmer als die Schläge. Sie lag wie ein Tuch über den Gesichtern, über dem Öllicht, über dem Boronbild mit dem schwarzen Raben. Elaria merkte, dass sie auf

das nächste Läuten wartete. Als es ausblieb, begann in ihrer Brust etwas Kleines und Niederträchtiges zu pochen.

Sie trat noch näher an die Wand. Der feuchte Salzring war nicht der einzige. Weiter hinten, halb im Schatten einer Säule, schälte sich ein zweiter aus dem dunklen Putz. Und ein dritter, tiefer unten, fast auf Kniehöhe, als habe dort etwas gegessen. Oder gekniet.

„Das war vorher nicht da“, sagte Sabra.

„Natürlich nicht“, zischte Raciano. „Solche Male treten nicht einfach—“

Er brach ab.

An der gegenüberliegenden Wand, neben der kleinen Seitenkonche für die Ahnenlichter, perlte soeben Feuchtigkeit aus einer Fuge. Vor ihren Augen. Langsam, fast träge, schwoll ein glänzender Rand an, zog einen Halbkreis, stockte, und setzte sich dann fort.

Elaria machte unwillkürlich einen Schritt zurück.

Das ärgerte sie mehr als das Zeichen selbst.

„Nicht ein Wort darüber“, sagte sie.

Sabra sah sie an. „Herrin—“

„Nicht im Haus. Nicht gegenüber den Wachen. Nicht gegenüber den Küchensklaven. Gegenüber niemandem.“ Elaria drehte sich zu ihr um, und jetzt war die alte Härte wieder da, sauber, glatt, brauchbar. „Jeder, der darüber spricht, spricht gegen den Namen di Torre. Ich will wissen, wer heute Nacht Zugang hatte, wer Dienst tat, wer gefehlt hat und wer in den unteren Gängen gesehen wurde. Noch vor dem Morgengrauen.“

Raciano trat endlich neben sie. Sein Atem roch nach Myrrhe und Schlaf. „Wenn dies ein Ruf der Toten ist, dann darf man nicht allein mit weltlicher Zucht antworten.“

„Und wenn es ein Angriff ist?“ Elaria fuhr zu ihm herum. „Wenn jemand will, dass die Nachbarhäuser morgen erzählen, in meiner Kapelle läuteten die Glocken von selbst? Dass unsere Ahnen sich melden? Dass unter diesem Dach Unreinheit herrscht?“ Ihre Stimme sank. „Sie wissen, was das bedeutet.“

Der Kaplan schwieg einen Herzschlag zu lang.

Ja, er wusste es. In Al'Anfa war ein Makel selten nur ein Makel. Er war Einladung. Für Gerüchte. Für Tempelfragen. Für Häuser, die schon lange auf ein Stolpern warteten.

Sabra blickte auf die Salzringe und flüsterte: „Vielleicht wollen die Toten nicht hinaus. Vielleicht wollen sie, dass etwas hinein—“

„Genug.“

Das Wort fiel hart in die Kapelle.

Sabra schloss den Mund, aber Elaria sah, wie ihre Finger sich in den Stoff der Ärmel krallten.

Raciano senkte die Lider. „Dann ordne ich ein stilles Nachtgebet an. Keine Glocke. Keine Diener. Nur Reinigung und Schweigen.“

„Schweigen zuerst“, sagte Elaria.

Sie hasste den feuchten Glanz an den Wänden. Sie hasste den Salzgeruch, der nun deutlicher wurde, als wehe er aus tiefer Erde herauf. Vor allem aber hasste sie, dass sie schon dachte wie alle Schwachen dachten: an ein Zeichen, an eine Warnung, an jene versiegelte Tiefe unter dem Haus, über die man nicht sprach.

Das Haus di Torre wurde nicht von Tönen beherrscht, die aus dem Nichts kamen.

Es wurde von Menschen beherrscht. Von Ordnung. Von Disziplin.

Und falls darunter etwas anderes wartete, dann durfte es keinen Namen bekommen.

„Lasst die äußeren Zugänge doppelt besetzen“, sagte sie. „Niemand betritt die Kapelle ohne mein Wort. Niemand verlässt vor Sonnenaufgang den inneren Bereich. Wenn das Werk eines Feindes ist, finden wir seine Hand. Wenn es nur Aberglaube ist, ersticken wir ihn hier.“

Raciano nickte langsam, doch seine Augen glitten noch einmal zu dem nassen Salzring an der Wand.

Sabra verneigte sich. „Wie Ihr befiehlt, Herrin.“

Sie gingen nicht sofort.

Keiner von ihnen wollte der Erste sein, der der Kapelle den Rücken kehrte.

Dann, gerade als Elaria sich zum Ausgang wandte, hörte sie es doch noch: kein Glockenschlag mehr, nur ein leises, schabendes Geräusch, tief unter dem Stein. Als streife etwas Nasses und Schweres von innen gegen Mauerwerk.

Sie blieb stehen.

Sabra hatte es ebenfalls gehört. Das sah Elaria an ihrem Gesicht.

Raciano begann zu beten. Zu leise. Viel zu leise.

„Raus“, sagte Elaria.

Diesmal gehorchten sie sofort.

Hinter ihnen blieb die Kapelle dunkel und feucht zurück, und an der Wand wuchs der Salzring weiter, langsam, geduldig, als habe er alle Zeit dieser Stadt.

Der Morgen kroch grau und feucht über den Silberberg, ohne Wärme zu bringen.

Im Schlafsaal der Haussklaven war die Luft dick von altem Stroh, Schweiß und jener abgestandenen Nachtangst, die bleibt, wenn niemand offen über das spricht, was alle gehört haben. Das Läuten hatte sich durch die unteren Räume gefressen. Nicht laut. Aber tief genug, um in den Gesichtern zu sitzen.

Elaria di Torre blieb an der Schwelle stehen.

Sie betrat diesen Raum selten. Nicht aus Scheu, sondern aus Ordnung. Herrschaft musste nicht überall sichtbar sein, um gefühlt zu werden. Gerade deshalb wurde es still, als sie erschien. Zwei junge Sklavinnen knieten bereits am Boden, die Köpfe gesenkt. Ein alter Träger presste sich gegen den Pfosten, als könne er so unsichtbar werden. Nur Sabra stand aufrecht zwischen den Lagern, die Hände an den Hüften, das breite Gesicht fahl vom schlechten Schlaf.

Auf dem letzten Pritschenlager am Fenster lag der Junge.

„Wie heißt er?“, fragte Elaria, ohne den Blick von ihm zu nehmen.

„Tero“, sagte Sabra. „Er dient sonst in der unteren Küche. Vierzehn, vielleicht fünfzehn.“

Vielleicht.

Elaria hasste dieses Vielleicht. In einem gut geführten Haus gab es keine ungenauen Zahlen, keine vergessenen Namen, keine offenen Lücken.

Tero lag auf dem Rücken, die dünne Decke halb abgestreift. Seine Haut glänzte vor Fieber. Unter den geschlossenen Lidern zuckten die Augen hin und her, zu rasch, zu heftig, als jage er im Schlaf vor etwas davon. Die Finger hatten sich in das grobe Laken gekrallt, sodass die Knöchel weiß hervorstanden.

Raciano Merbal stand schon an seinem Kopfende und murmelte ein leises Borongebet. Seine Stimme war fest, doch er sprach zu schnell. Fast als wolle er den Raum mit Worten füllen, damit für anderes kein Platz blieb.

Hinter ihm lehnte, etwas zu weit vom Bett entfernt, ein Mann in schwarzem Reisemantel an der Wand. Schmal, dunkle Augen, zu wach für diese Stunde. Seine Kleidung war einfach, aber nicht arm. Und an seinem Gürtel hing kein borongefälliges Gebetsband, sondern ein schmales Marbozeichen aus geschwärztem Metall.

Narebion.

Elaria hatte ihn in der Nacht nicht rufen lassen. Das bedeutete, jemand anderes hatte es getan. Oder er war schneller gekommen, als ihr lieb sein konnte.

Der Marbogeweihnte neigte kaum den Kopf. „Herrin.“

„Ich erinnere mich nicht, Euch gebeten zu haben.“

„Nein“, sagte Narebion. „Aber man hat mir berichtet, ein Schlafender spreche mit einer Stimme, die nicht die seine ist. Solche Dinge warten selten auf eine förmliche Einladung.“

Raciano warf ihm einen harten Seitenblick zu. „Und manche Männer halten sich für unentbehrlich, sobald ein Traum nach Kult riecht.“

„Manche halten alles für geordnet, solange die Mauer dick genug ist“, gab Narebion zurück.

„Genug“, sagte Elaria.

Sie trat ans Bett.

Tero flüsterte etwas. Erst war es nur ein raues, feuchtes Geräusch, kaum Sprache. Dann hob sich sein Brustkorb ruckartig, und aus seinem Mund kam eine Stimme, die nicht zu dem schmalen Körper passte.

Sie war alt.

Nicht brüchig alt. Sondern tief und weiblich, mit einem Ton von Müdigkeit, der zu viel Erde gekostet hatte.

„Nicht dort“, sagte die Stimme. „Nicht bei den Falschen. Nicht unter ihrem Namen.“

Eine der jungen Sklavinnen begann zu weinen. Sofort. Lautlos zuerst, dann mit kleinen abgehackten Atemstößen.

Sabra fuhr zu ihr herum. „Still.“

Aber das Mädchen schlug beide Hände vor den Mund und starrte nur auf Tero, als habe sie ihre eigene Mutter im Grab sprechen hören.

Elaria zwang sich, stehenzubleiben. Ihr Nacken prickelte. Sie achtete darauf, weder vor dem Bett zurückzuweichen noch zu schnell zu atmen.

„Tero“, sagte sie scharf. „Hörst du mich?“

Die Lider des Jungen flatterten. Sein Mund öffnete sich ein wenig weiter.

„Ich höre euch alle“, sagte die alte Stimme. „Zu spät. Immer zu spät.“

Dann nannte sie einen Namen.

Ein Familienname, rau ausgestoßen, als müsse er sich durch feuchte Erde schieben.

Elaria spürte, wie etwas in ihr hart wurde.

Diesen Namen gab es in den offiziellen Verzeichnissen nicht mehr. Nicht im Haus. Nicht in den offen zugänglichen Teilen des Archivs. Er war getilgt worden, Jahrzehnte bevor sie geboren worden war.

Sabra hatte ihn ebenfalls erkannt. Das sah Elaria an ihrem Gesicht, an dem kurzen Zucken um den Mund. Nur Raciano tat, als höre er nichts als unheilige Lautbildung.

„Besessenheit“, sagte der Kaplan sofort. Zu schnell. „Oder böswillige Einflüsterung. Der Junge muss gereinigt und von den anderen getrennt werden.“

Narebion stieß sich von der Wand ab. „Nein.“

Es war nur ein Wort. Aber es schnitt durch den Schlafsaal.

Raciano drehte sich zu ihm. „Ihr wagt—“

„Ich wage, einen Fehler nicht zu wiederholen.“ Narebions Blick blieb auf Tero. „Das ist keine gewöhnliche Besitznahme. Es zwingt sich nichts von außen in ihn hinein. Es meldet sich durch ihn. Das ist ein Unterschied.“

„Ein marbogleiches Wortspiel“, fauchte Raciano.

„Ein Unterschied zwischen Warnung und Bannobjekt.“

Elaria sah von einem zum anderen. Sie hasste diesen Ton. Nicht den Streit selbst, sondern dass er vor den Niedrigen geschah. Vor offenem Mund, vor nassen Augen, vor Leuten, die Gerüchte trugen wie Läuse im Leinen.

Tero bäumte sich plötzlich auf.

Nicht weit. Nur so weit, dass Kopf und Schultern vom Lager hochfuhren. Seine Augen blieben geschlossen. Seine Fersen hämmerten einmal gegen das Holzbrett, dann noch einmal, und aus seinem Hals kam ein Laut, der halb Würgen, halb Lachen war.

Die alte Stimme sagte: „Ihr habt mich zugemauert.“

Eine der Sklavinnen schrie jetzt doch.

Sabra packte sie so heftig am Arm, dass das Mädchen fast stürzte. „Raus mit dir. Raus!“

„Nein!“ Elaria fuhr herum. „Niemand geht hinaus.“

Es war ein Fehler, und sie wusste es in dem Augenblick, in dem sie es sagte. Zu scharf. Zu panisch. Alle im Raum hörten den Riss darin.

Niemand geht hinaus bedeutete: Es gibt etwas, das nicht hinausdarf.

Sabras Augen trafen die ihren. Einen Herzschlag lang war da etwas fast Mütterliches darin. Dann verschloss es sich wieder.

Raciano hob die Hand über Tero. „Salz. Schlafentzug. Kein Traum mehr, kein Durchlass. Wir halten den Körper wach, bis das fremde Ding ihn verlässt.“

Narebion machte einen halben Schritt vor. „Wenn Ihr ihn zwingt, offen zu bleiben, zwingt Ihr die Spur nur, sich einen anderen Schlafenden zu suchen.“

„Vielleicht will genau das Euer dunkler Randkult“, zischte Racio.

„Vielleicht wollt Ihr nur nicht hören, was er sagt.“

„Genug!“, fuhr Elaria beide an.

Tero lag wieder still. Nur seine Finger bewegten sich noch, langsam, tastend, als kratzten sie in unsichtbarer Erde. Auf seinem Hals glänzte Schweiß. Seine Lippen formten stumme Silben.

Elaria beugte sich hinunter.

„Welcher Name?“, fragte sie leise, ehe sie sich selbst daran hindern konnte.

Narebion hörte es. Racio auch.

Der Junge antwortete nicht mit seinem eigenen Mund. Die fremde Stimme kam trocken, fast zärtlich.

„Der, den ihr gefressen habt.“

Elaria fuhr hoch, als hätte man ihr ins Gesicht geschlagen.

Racio machte nun hastig Zeichen über dem Körper. Zu viele. Seine Ruhe war fort. „Seht Ihr? Lästerei. Boshafte Rede. Das ist keine Offenbarung.“

„Nein“, sagte Narebion. „Aber auch keine Lüge.“

Der Kaplan wandte sich an Elaria. „Herrin, Ihr müsst handeln. Sofort. Trennung von den anderen, Entzug von Schlaf, Salz an

Schwelle und Bett, keine Gespräche mit Dienern. Und dieser Mann—“ Er warf Narebion einen Blick voller offener Verachtung zu. „—darf ihm keine weiteren Worte in den Mund legen.“

Narebion trat jetzt doch bis ans Lager. Impulsiv, töricht, viel zu nah. „Tero. Hör mich an. Wenn du mich noch hörst, schlag einmal mit der Hand. Nur einmal.“

Sabra stieß hörbar die Luft aus. „Lasst das.“

Zu spät.

Teros rechter Arm zuckte hoch und schlug nicht einmal, sondern dreimal auf das Brett. Hart. Hart. Hart.

Dann öffnete er die Augen.

Nicht weit. Nur einen Spalt.

Aber in diesem Spalt war nichts von einem fiebernden Jungen. Da war nur eine nasse, starre Aufmerksamkeit, alt und beleidigt.

Die junge Sklavin am Boden würgte. Der alte Träger schlug nicht einmal mehr richtig das Boronsrad, sondern rieb nur hektisch Daumen und Finger aneinander.

Narebion wich einen Schritt zurück. Endlich. Doch zu spät, um klug zu wirken.

„Isoliert ihn“, sagte Elaria.

Narebion fuhr zu ihr herum. „Herrin—“

„Ich habe entschieden.“

„Dann verteilt Ihr das, wovor Ihr Euch fürchtet.“

„Und Ihr“, sagte sie kalt, „nehmt Euch in diesem Haus bereits mehr Recht, als Duldung Euch gibt.“

Er schwieg. Nur einen Herzschlag lang. Aber in diesem Schweigen lag etwas wie alte Schuld.

Raciano nutzte es sofort. „Ich übernehme die Reinigung.“

Sabra sagte nichts.

Elaria wandte sich an sie. „Bringt ihn in die leere Kammer neben dem alten Vorratsgang. Keine Fenster. Nur eine Tür. Zwei Wachen davor. Er schläft nicht mehr, bis wir wissen, was in ihm spricht.“

Sabra hob langsam den Kopf. „Er ist ein Junge.“

„Er ist ein Risiko.“

„Herrin—“

„Tut. Es.“

Sabra presste die Lippen zusammen. Dann nickte sie. Nicht aus Zustimmung. Aus Gewohnheit.

Narebion machte einen letzten Versuch. „Wenn Ihr ihn wachhaltet, wird die Stimme nicht sterben. Sie wird nur hungrig.“

„Dann soll sie an ihm hungern“, sagte Elaria.

In demselben Moment wusste sie, dass dieser Satz bleiben würde. In Sabras Erinnerung. In Narebions Blick. Vielleicht sogar in ihrem eigenen Kopf, wenn die Nacht wiederkam.

Aber sie nahm ihn nicht zurück.

Sabra beugte sich über Tero, und als sie seine Schultern packte, schlug er die Augen ganz auf.

Jetzt war der Junge darin wieder sichtbar.

Nur für einen Augenblick.

Verwirrt. Flehend. Viel zu jung.

„Bitte“, krächzte er mit seiner eigenen Stimme. „Ich bin so müde.“

Dann kippte sein Kopf zur Seite, und die alte Stimme flüsterte aus demselben Mund:

„Gut.“

Sabra erstarrte.

Raciano begann lauter zu beten.

Narebion schloss kurz die Augen, als sähe er etwas, das er schon einmal zu spät erkannt hatte.

Elaria trat zurück, um Platz zu schaffen, und spürte dabei, wie der Schlafsaal sich verändert hatte. Nicht sichtbar. Aber endgültig. Die anderen Lager standen noch da, das Stroh, die nackten Wände, die Morgendämmerung im schmalen Fenster.

Doch der Raum war nicht mehr nur ein Raum.

Er war jetzt ein Durchgang.

Und noch bevor Sabra den Jungen zur Tür brachte, begann auf der Pritsche nebenan ein zweiter Schläfer im Traum zu sprechen.

Der Marbo-Tempel auf der Söldnerinsel hatte keine Fenster.

Er war ein schwarzer, verschlossener Block aus Stein, als habe man einen Grabraum über der Erde errichtet und bloß aus Gewohnheit eine Tür hineingeschnitten. Wer eintrat, ließ die Stadt hinter sich nicht einfach zurück; man schnitt sie ab. Das Licht der Goldenen Bucht, das Geschrei der Träger, den Pechgeruch vom Hafen, sogar das metallische Kreischen der Möwen. Alles blieb draußen.

Narebion zog die Kapuze zurück, als er den inneren Gang erreichte.

Die Luft war kühl und roch nach kalter Asche, Öl und jener dumpfen Süße verwelkter Schlafblüten, die man hier bei Übergangsriten verbrannte. Kein Gesang. Kein öffentliches Gebet. Im Marbo-Tempel wurde wenig laut getan. Dinge erschienen hier eher, als dass sie erklärt wurden.

Er blieb vor dem flachen Wasserbecken stehen, tauchte die Finger ein und strich sich die Feuchte über Stirn und Brust. Das Wasser war kälter, als es hätte sein dürfen.

Schlechtes Zeichen, dachte er sofort.

Dann ärgerte er sich über sich selbst. Wer lange genug mit Todeszeichen lebte, begann überall Muster zu sehen. Kälte. Schweigen. Träume. Ein Zucken im Lampenrauch, und schon hielt irgendein halber Mystiker es für Offenbarung.

Nur war dies kein halber Mystikerfall.

Nicht nach dem Bericht aus dem Haus di Torre.

Nicht nach der Stimme des Jungen.

Nicht nach dem Namen.

Narebion trat in die kleine Seitenkammer, die ihm als Arbeitsraum diente. Sie war kaum breiter als eine Zelle. Ein Tisch aus dunklem Holz. Zwei niedrige Hocker. Drei Tonlampen. Ein Regal mit Wachstafeln, Totenlisten, schmalen schwarzen Heftrollen. An der Wand hing ein schlichtes Marbozeichen aus dunklem Metall, ohne Schmuck, ohne Trost.

Er setzte sich nicht.

Stattdessen legte er beide Hände auf den Tisch und schloss die Augen.

Der Junge auf der Pritsche tauchte sofort wieder auf. Das nasse Gesicht. Die gespannten Finger. Dann diese Stimme, alt und eingesunken und dennoch voller Kraft, wie etwas, das im Dunkeln nicht schwächer, sondern dichter geworden war.

Nicht dort. Nicht bei den Falschen.

„Zu früh“, murmelte Narebion.

Er meinte nicht den Morgen. Er meinte sich.

Er hatte vor Jahren schon einmal geglaubt, rasch genug zu deuten. Damals hatte eine Frau im Fieber immer wieder nach einer verschlossenen Schwelle gegriffen und vom Salz auf ihrer Zunge gesprochen. Er hatte einen Bann empfohlen, vorsichtig, geordnet, abgestimmt mit den borongefälligen Stellen. Keine offene Störung. Keine unruhige Hand. Drei Menschen waren tot gewesen, ehe man die Mauer geöffnet hatte, hinter der der eigentliche Frevel lag.

Er hörte ihre Familie noch heute schreien, wenn er schlecht schlief.

Nicht immer. Aber oft genug.

Ein leises Klopfen.

„Herein.“

Die Tür öffnete sich, und Schwester Irscha trat ein, eine hagere Tempeldienerin mit glatt zurückgebundenem Haar und jenem ausdrucksarmen Gesicht, das manche für Frömmigkeit hielten und andere für Müdigkeit. Sie trug eine kleine Tonschale, aus der dunkler Dampf aufstieg.

„Traumrauch“, sagte sie. „Du siehst aus, als hättest du ihn nötig.“

„Dann sehe ich aus wie jeder hier.“

Sie stellte die Schale auf den Tisch, musterte ihn kurz und schwieg. Irscha fragte selten zu früh. Das machte sie erträglicher als die meisten.

Narebion griff nach einem der schmalen Heftrollen, zog ihn aber nicht auf. „Wenn ein Schlafender mit fremder Stimme spricht und einen ausgelöschten Familiennamen nennt, was würdest du zuerst vermuten?“

„Dass jemand lügt“, sagte sie.

Er hob den Blick.

Sie zuckte kaum merklich mit einer Schulter. „Menschen zuerst. Geister später. Tempel zuletzt.“

Trotz allem musste er fast lächeln. „Und wenn die Stimme alt klingt wie Erde in einer Gruft?“

„Dann lügen Menschen und etwas anderes benutzt die Gelegenheit.“

Narebion zog nun doch die Rolle auf. Es war keine echte Liturgie, nur eine alte Sammlung von Randvermerken zu Marbo-Zeichen

bei unterdrückten Begräbnissen, handschriftlich, unerquicklich, voller Widersprüche. Genau deshalb nützlich.

„Das Haus di Torre hat in der Nacht die Totenglocke ohne Zug schlagen hören“, sagte er. „Feuchte Salzringe in der Kapelle. Ein Junge spricht im Schlaf. Und der Name—“ Er brach ab.

Irscha stellte keine Frage. Also sprach er ihn aus.

Danach schwieg selbst der Rauch für einen Herzschlag.

„Der ist getilgt worden“, sagte sie schließlich.

„Ja.“

„Nicht öffentlich.“

„Nein.“

„Dann ist das kein gewöhnliches Gespenst.“

Narebion nickte. Endlich sagte es jemand, ohne gleich eine Mauer aus Vorschriften darum zu bauen.

Er fuhr mit dem Finger über eine Randnotiz. Gebundene Warnmuster bei Ahnenfrevel. Kein freier Untoter. Kein bloßes Nachbild. Bindung an Ort, Name und erinnerungsverletztes Begräbnis. Weiter unten ein anderer Eintrag: Falsche Bannung verschiebt die Last auf Schlafende und Schwellen.

Er zog die Hand zurück.

Da war es.

Nicht Gewissheit. Dazu war der Fall zu roh. Aber eine Form. Schlecht genug.

„Es meldet sich durch den Jungen“, sagte er halblaut. „Es will nicht hinein. Es ist schon da.“

Irscha sah zur Tür, als lausche sie, ob jemand mitgehört hatte. „Und was wirst du tun?“

Er lachte leise auf. Kein fröhliches Geräusch. „Was darf ich denn tun? Ich bin geduldet, nicht berufen. Wenn ich ohne Einladung in ein Grandenhaus marschiere und Ahnenfrevle unterstelle, lässt man mich bestenfalls am Tor warten, bis der offizielle Boron-Ritus die Sache begraben hat.“

„Dann warte nicht am Tor.“

Er blickte sie an.

„Du hast nach Deutung gefragt“, sagte Irscha. „Nicht nach Erlaubnis.“

Das war der gefährliche Satz des Morgens, und beide wussten es.

Narebion setzte sich nun doch und nahm eine Wachstafel heran. Er notierte knapp: Glocke ohne Zug. Salzringe. Schlafsprache. getilgter Name. Hauslinie betroffen. Warnmuster, nicht Einbruch. Dann hielt er inne und ergänzte, widerwillig: politisch unberührbar.

Er drückte den Griffel so fest, dass das Wachs brach.

„Unberührbar“, wiederholte er.

Irscha sah die zerkratzte Tafel an. „Nur solange alle leben, die schweigen.“

Er stand abrupt auf. Zu schnell. Der Hocker kippte hinten um und schlug gegen die Wand. Ein unnötiger Lärm. Ein kindischer Lärm. Er hasste sich sofort dafür.

Irscha hob nicht einmal die Brauen.

„Ich muss zurück“, sagte er.

„Du bist eben erst gekommen.“

„Genau deswegen.“

Sie schob ihm die Tonschale zu. „Dann trink wenigstens.“

Er trank, obwohl der bittere Rauchaufguss ihm den Mund trocken machte. Als er absetzte, war der Nachgeschmack aschig und süß zugleich. Marbo mochte Übergänge nie sauber.

„Wenn du recht hast“, sagte Irscha, „ist das Haus nicht das Opfer. Es ist der Behälter.“

„Ja.“

„Und wenn du dich irrst?“

Da war sie. Die eigentliche Frage.

Nicht, ob er etwas erkannte. Sondern was sein Erkennen kostete, falls er wieder zu früh sprach.

Er sah noch einmal den Jungen vor sich. Dann den Blick der Herrin di Torre, kühl und blank und voller Angst vor dem falschen Publikum. Danach Raciono Merbal, geschniegelt mit Gebeten, die Ordnung mehr liebten als Wahrheit.

„Dann mache ich mich lächerlich“, sagte Narebion.

Irscha schüttelte den Kopf. „Nein. Dann hilfst du einer mächtigen Familie, sich hinter einem falschen Kultverdacht zu verschanzen. Das ist schlimmer.“

Er antwortete nicht.

Im inneren Tempelgang schlug irgendwo eine kleine Schale an Stein. Ein heller Ton. Kein Glockenklang, aber nah genug, dass Narebions Rücken sich spannte.

Er griff nach seinem Mantel.

Irscha trat zur Seite, ließ ihm den Weg frei und sagte erst, als er schon an der Tür war: „Nenne es nicht vorschnell Marbos Willen.“

Er blieb stehen.

„Was dann?“

„Menschliche Schuld“, sagte sie. „Die sich ein heiliges Gesicht genommen hat.“

Narebion nickte langsam.

Das war die Form, die er selbst gesucht hatte und nicht hatte aussprechen wollen. Nicht, weil sie unklar war. Sondern weil sie gefährlich klar war.

Als er den Tempel verließ, traf ihn draußen das grelle Tageslicht des Hafens wie eine Ohrfeige. Männer schrien an den Anlegeplätzen. Seile knarrten. Irgendwo lachte eine Frau zu laut. Al’Anfa war wieder ganz Stadt, ganz Geschäft, ganz Hunger.

Aber unter allem hörte Narebion noch die andere Ordnung.

Nicht die eines Gottes.

Die eines absichtlich falsch begrabenen Namens.

Er zog die Kapuze tiefer und ging schneller. Er durfte im Haus di Torre keine offene Untersuchung verlangen.

Also würde er diskret zurückkehren.

Und damit begann bereits der Fehler.

Das Familienarchiv lag im inneren Westflügel, hinter zwei schweren Türen und einem Gang, der selbst am Mittag wie Abend wirkte.

Elaria di Torre schloss die äußere Tür eigenhändig auf. Nicht aus Misstrauen gegen den Schreiberdienst. Aus Gewohnheit. Manche Räume eines Hauses durften nicht bloß verwaltet werden; sie mussten gehorchen. Das Archiv gehörte dazu.

Der Geruch schlug ihr sofort entgegen: Leder, Staub, Lampenöl, altes Holz und jener trockene Moder von Papier, das mehr Begräbnisse als Geburten gesehen hatte. Die hohen Regale stiegen bis unter die gewölbte Decke. Dazwischen standen schmale Tische, Schreibpulte, Kästen mit versiegelten Urkunden, Rollenhalter, Kassetten für Familienringe und drei eiserne Schränke für Dinge, die man nur unter Zeugen öffnete. Hier wurde Besitz lesbar. Und Schuld, wenn man nicht aufpasste.

Sario Belthas, der junge Archivar der Universität, wartete bereits.

Er stand nicht, wie es sich gehört hätte, ruhig neben dem mittleren Tisch, sondern hatte sich halb über einen Stapel geöffneter Verzeichnisse gebeugt, als wolle er mit bloßem Willen schneller lesen. Als die Tür aufging, fuhr er so hastig herum, dass ihm beinahe eine Wachstafel aus den Fingern glitt.

„Herrin di Torre.“

Er verneigte sich tief genug, um Respekt zu zeigen, aber nicht tief genug, um seine Nervosität zu verbergen.

Elaria schloss die Tür hinter sich. „Ihr seid früh.“

„Ihr habt nach diskreter Prüfung verlangt.“

„Diskret heißt in diesem Haus nicht aufgeregt.“

Sario schluckte. Er war schmal, sorgfältig gekleidet, an den Fingern noch Tintenreste vom Morgen. Das Gesicht eines Mannes, der klüger war, als seine Stellung erlaubte, und ärmer, als seine Bildung ihm eingeredet hatte. Solche Männer waren nützlich. Und gefährlich, sobald sie merkten, wie nützlich sie waren.

Auf dem Tisch lagen bereits mehrere Bände bereit: Totenverzeichnisse, ältere Begräbnisreihen, Hausinventare, zwei Genealogien, ein Register versiegelter Andachtsstiftungen. Daneben, schwarz gebunden und ohne Zier, lag die Chronik.

Elarias Blick blieb an ihr hängen.

Die schwarze Familienchronik war kein offizielles Buch. Sie war älter als die derzeitige Linie, älter als mancher Flügel der Residenz, und sie wurde nie vor Gästen gezeigt. In ihr standen nicht bloß Geburten, Heiraten und ehrbare Tode. Dort standen Brüche. Ausgleichszahlungen. Verschwiegene Kinder. Gelöschte Namen. Dinge, die man für tot erklärte, obwohl sie bloß tiefer eingegraben worden waren.

„Wer hat sie herausgenommen?“, fragte Elaria.

„Ich— ich fand sie bereits im inneren Fach, Herrin. Nicht offen. Aber nicht mit dem zweiten Siegel versehen.“

Das stimmte nicht ganz.

Sie wusste, wie sie zuletzt dort gelegen hatte. Zu weit hinten. Zu flach. Jemand hatte sie angerührt. Vielleicht Raciono. Vielleicht

jemand vor Jahren. Vielleicht sie selbst, lange genug her, dass sie den Griff verdrängt hatte.

„Zeigt mir die Stelle.“

Sario schob das Buch näher zu ihr, als reiche er einen verletzten Vogel weiter. Elaria setzte sich nicht. Sie schlug die Chronik im Stehen auf.

Die ersten Seiten waren sauber. Zu sauber. Strenge Hand. Feste Namen. Geburten im rechten Maß. Heiraten mit Mitgiftvermerken. Keine Zärtlichkeit, aber Ordnung. Dann wurden die Einträge unruhiger. Tinte wechselte. Ränder verdunkelten sich von alten Fingern. Zwei Jahrgänge weiter ein ganzer Sprung.

Elaria blätterte zurück. Wieder vor. Noch einmal.

Ja.

Ein Todesjahr fehlte.

Nicht die Jahreszahl selbst. Sondern was in ihr geschehen war. Ein leerer Raum zwischen zwei Begräbnisfolgen, kaschiert durch nachträglich eingefügte Namenslisten von Dienerschaft und Spenden an Kapellenunterhalt. Ein Loch, das mit Fleiß zugedeckt worden war.

Sario räusperte sich. „Hier. Und hier noch einmal.“

Er hatte den Mut, mit dem Finger auf die zweite Unregelmäßigkeit zu weisen. Ein Begräbnisvermerk, der jünger wirkte als die Seite, auf der er stand. Das Auge brauchte keine große Schulung, um es zu sehen. Der Strich war hastiger. Die Tinte tiefer eingesunken. Der Name mit einer Sorgfalt geschrieben, die zu viel verdecken wollte.

Elaria spürte ihren Herzschlag im Hals.

„Das ist eine Nachtragung.“

„Ja, Herrin.“

„Von wem?“

Sario hob hilflos die Hände. „Die Hand kenne ich nicht sicher. Vielleicht ein älterer Schreiber des Hauses. Vielleicht unter Aufsicht. Es gibt noch—“ Er zögerte. „Es gibt noch Unterschiede in der Faser des Blattes. Als wäre die Seite gelöst und wieder eingesetzt worden.“

Elaria schwieg.

Das durfte nicht hier liegen wie ein offen liegender Knochen. Nicht jetzt. Nicht während unten im Haus Schlafende mit fremder Stimme redeten.

„Wer weiß davon?“, fragte sie.

„Nur ich. Und jetzt Ihr.“

„Niemand an der Universität?“

„Ich habe keine Abschrift gefertigt.“

Er sagte es schnell. Zu schnell.

Elaria hob langsam den Blick. „Das war nicht meine Frage.“

Sario wurde bleich. „Ich— nein. Keine vollständige Abschrift. Nur Arbeitsnotizen zur Abfolge. Ohne Namen.“

Lügner, dachte sie sofort.

Nicht aus Bosheit. Aus Schulden. Aus jener weichen, gelehrten Gier nach Material, das mehr wert war als Gold, wenn es einen mächtigen Namen traf.

Sie ließ sich nichts anmerken.

Stattdessen blätterte sie weiter. Da war der nächste Bruch. Ein Totenvermerk, der in einer Reihe mit drei ehrbaren Bestattungen stand, aber keinen Ort nannte. Nur: der Ruhe übergeben nach familiärem Ermessen. Kein Tempel. Kein Zeuge. Kein Stiftungseintrag. Nichts.

Zu dürftig.

Sogar die Armen bekamen in Al'Anfa mehr Form in ihrem Tod, wenn ein Haus sauber arbeiten wollte.

„Familiäres Ermessen“, murmelte Sario. „Das ist ungewöhnlich.“

„In einer Chronik dieses Hauses ist nichts ungewöhnlich, was hier steht“, sagte Elaria.

Aber das stimmte nicht. Sie hörte die eigene Stimme und wusste, dass Sario es auch hörte.

Er trat einen halben Schritt zurück. Ein vernünftiger Instinkt.

Elaria schlug die nächste Seite auf.

Am unteren Rand war ein Schatten. Kein Fleck. Kein Wasser. Etwas, das beim Überschreiben nicht ganz getilgt worden war. Ein älterer Name vielleicht, fortgeschabt und mit anderer Tinte überzogen. Sie hielt die Lampe schräger. Der Schatten blieb. Drei Buchstaben vielleicht. Oder vier. Genug, um wie ein nagender Zahn in der Wahrnehmung zu hängen.

Sie dachte an Tero im Schlafsaal. An die alte Stimme. An den ausgelöschten Familiennamen.

Nicht jetzt, sagte sie sich.

Vor dem Fensterladen strich Wind am Stein entlang. Nur kurz. Trotzdem zuckte Sario zusammen, als habe jemand draußen gehorcht.

„Herrin“, sagte er leise, „wenn die Reihen falsch geführt wurden, dann vielleicht nicht aus Nachlässigkeit. Vielleicht ging es um eine Erbfolge. Oder um ein hastiges Begräbnis. Ich könnte aus den universitären Genealogien eine Vergleichsliste—“

„Nein.“

Das Wort kam scharf genug, dass er den Mund sofort schloss.

Ein Fehler, dachte sie. Aber ein notwendiger.

Vergleichslisten bedeuteten zweite Hände. Zweite Hände bedeuteten zweite Köpfe. Zweite Köpfe bedeuteten Gerücht. Und Gerücht bedeutete in Al’Anfa nicht bloß Schande, sondern Zugriff.

Elaria legte beide Hände auf die Chronik und spürte, wie trocken das Leder war. Fast spröde. Als habe das Buch selbst zu lange kein Licht gesehen.

Sario sagte vorsichtig: „Wenn die Einträge bereits verändert wurden, dann ist das Archiv vielleicht Teil des Problems.“

Diese eine ehrliche Bemerkung war gefährlicher als jede Lüge.

Sie sah ihn an, lange genug, dass er errötete.

Ja, dachte sie. Es ist Teil des Problems. Und vielleicht bin ich es auch.

Doch was sie sagte, war: „Das Archiv ist Teil dieses Hauses. Verwechselt das nicht.“

Sario senkte den Blick. „Verzeiht.“

Elaria schlug die Chronik zu.

Der dumpfe Laut des Einbands war in dem stillen Raum unangenehm laut. Danach hörte man nur das leise Brennen der Lampe.

„Von jetzt an kommt niemand mehr herein“, sagte sie. „Nicht ohne mein Wort. Keine Schreiber. Keine Tempeldiener. Kein Kaplan. Niemand von der Universität.“

Sario hob den Kopf. „Herrin, wenn Ihr jetzt sperrt, wirkt es wie—“

„Wie Schutz.“

„Oder wie Angst.“

Das war beinahe mutig.

Beinahe tödlich mutig, in einem anderen Haus.

Elaria trat um den Tisch herum, bis nur noch eine Armlänge zwischen ihnen lag. Sario roch nach Tinte, kaltem Schweiß und billiger Seife. Er war jung genug, um zu glauben, Wahrheit habe einen eigenen Wert. Al’Anfa heilte solche Irrtümer rasch.

„Hört mir gut zu“, sagte sie ruhig. Gerade deshalb wich er nicht aus. „Was immer Ihr hier gesehen habt, ist Material eines Hauses, nicht Eigentum Eurer Zunft. Wer darüber spricht, spricht nicht über Schrift. Sondern gegen Blut, Besitz und alte Rechte. Wollt Ihr der Mann sein, dessen Name fällt, wenn mein Haus beschließt, dass ein Diebstahl vorliegt?“

Sario wurde nun wirklich weiß.

„Nein, Herrin.“

„Gut.“

Sie nahm ihm die schmale Mappe aus der Hand, die neben der Chronik lag. Darin steckten lose Notizen. Zu lose. Zu viele.

„Diese bleiben hier.“

Er zögerte. Nur einen Atemzug. Das reichte, um ihre Vermutung zu bestätigen.

Es gab bereits etwas, das nicht mehr hier war.

Elaria lächelte nicht. „Habt Ihr mich verstanden?“

„Ja.“

Sie ging zur Tür und rief nach dem äußeren Wächter. Als der Mann eintrat, verwirrt und noch nicht ganz wissend, warum er nun ins Archiv sollte, gab Elaria ihre Anweisungen klar und ohne Hast:

„Diese Räume werden versiegelt. Beide Türen. Niemand hinein, niemand hinaus. Die Schlüssel kommen zu mir. Wenn der Kaplan fragt, verweist ihr auf mein Wort. Wenn jemand von der Universität kommt, weist ihn ab. Wenn Diener hier auch nur flüstern, lasst die Namen notieren.“

Der Wächter nickte.

Sario stand noch immer am Tisch, die Hände leer, der Blick an der schwarzen Chronik festgehakt. Vielleicht dachte er an seine Schulden. Vielleicht an das, was er schon abgeschrieben hatte. Vielleicht erstmals daran, dass Wissen in dieser Stadt nicht befreite, sondern band.

Elaria nahm die Chronik selbst an sich.

Sie war schwerer, als sie erwartet hatte.

Als sie zur Tür ging, bemerkte sie am Rand des mittleren Tisches eine feine Spur aus hellem Staub. Nicht viel. Ein halb verwischter Bogen, als hätte jemand mit feuchten Fingern darüber gegriffen und etwas Kristallines zurückgelassen.

Salz.

Sie blieb stehen.

„War das vorhin schon da?“

Sario trat näher, sah hin und schüttelte den Kopf. „Nein. Ich hätte es bemerkt.“

Sie strich mit dem Daumen darüber. Es war feucht.

Nicht von Schweiß. Nicht von ausgelaufener Tinte. Feucht wie Kapellenwand. Feucht wie Grabluft.

Unter dem Tisch, im Schatten der schweren Platte, knackte es leise.

Nur ein Geräusch. Vielleicht Holz. Vielleicht eine Maus im Hohlraum der Sockelleiste.

Und doch hörte Elaria darin für einen Augenblick etwas anderes: ein schabendes, geduldiges Streifen, als bewege sich unter dem Archivboden etwas, das seinen Namen zurückhaben wollte.

Sie zog die Hand weg.

„Versiegeln“, sagte sie noch einmal.

Dann verließ sie den Raum mit der Chronik unter dem Arm, während hinter ihr der Wächter die erste Tür schloss, und der Klang des Schlüssels im Schloss hörte sich an wie die erste Hälfte eines Fehlers.

Der Abend sank schwer über die Residenz, als hätte die Hitze des Tages nur darauf gewartet, in etwas Feuchteres umzuschlagen.

In den Dienergängen war die Luft stickig und salzig. Nicht wie vom Meer. Eher wie aus einem schlecht verschlossenen Vorratskeller, in dem Fässer geplatzt waren und niemand es zugeben wollte. Das Haus roch nicht mehr nach Öl, Stein und gekochtem Fleisch. Es roch nach nasser Wand.

Elaria di Torre ging schnell, ohne zu hasten.

Zwei Wachen folgten ihr mit genügend Abstand, um Würde zu lassen, und doch nahe genug, dass jeder Diener begriff: Die Herrin ging nicht spazieren. Sabra war bereits vorausgeeilt, um die unteren Korridore ruhig zu halten. Ruhig hieß in diesem Haus selten still. Es hieß nur, dass das Schreien noch nicht bis in die Höfe drang.

Aus einem Seitengang kam ein dumpfer Schlag.

Dann noch einer.

Nicht die Totenglocke. Holz auf Stein. Ein Körper vielleicht, der gegen eine Tür gestoßen war.

Elaria bog scharf um die Ecke.

Vor der Kammer neben dem alten Vorratsgang standen drei Hausdiener und taten so, als warteten sie auf Befehle. In Wahrheit lauschten sie. Einer der jüngeren hatte die Lippen weiß gebissen. Die älteste Küchenmagd hielt sich ein Tuch vor den Mund, als müsse sie gegen Gestank anatem. Als Elaria erschien, fuhren alle zusammen.

„Weg von der Tür“, sagte sie.

Sie gehorchten sofort.

Hinter dem Holz war nichts zu hören.

Das war schlimmer als jedes Rufen.

„Seit wann ist es still?“

„Seit einem Viertelglas vielleicht, Herrin“, sagte die Küchenmagd. „Vorher hat er gesprochen. Dann zwei Stimmen. Dann—“ Sie brach ab und sah erschrocken zu Boden.

„Dann?“

„Dann Glocken.“

Elaria spürte, wie sich ihr Nacken verspannte. „Es gibt hier keine Glocke.“

„Nein, Herrin“, flüsterte die Frau. „Darum ja.“

Sabra trat aus dem Schatten des Nebengangs, als wäre sie aus dem Mauerwerk gewachsen. Ihr Gesicht war härter geworden seit dem Morgen. Mehr Falten um den Mund. Mehr Müdigkeit in den Augen. „Die Hälfte des Gesindes behauptet inzwischen, sie habe das Läuten gehört. Nicht oben. Nicht unten. Mal links von ihnen, mal rechts. Als würde dieselbe Glocke durchs Haus wandern.“

„Dann lügen sie oder machen sich aneinander krank.“

„Vielleicht.“ Sabra sagte es ohne Überzeugung.

Elaria wandte sich der Tür zu. Sie war von außen verriegelt, darüber ein Salzstrich, den Raciano persönlich hatte ziehen lassen. Das weiße Korn klebte feucht am Holz.

Feucht.

Sie hob die Hand und strich mit zwei Fingern darüber. Es war kein Schutz, dachte sie plötzlich. Es war eher, als habe etwas von innen dagegen geatmet.

„Aufschließen.“

Einer der Wächter zögerte. Nur einen Herzschlag. Dann nahm er den Schlüssel.

Als die Tür aufging, schlug ihnen kein Geschrei entgegen, sondern ein dumpfer, süßlicher Geruch nach Schweiß, Salz und jenem beunruhigenden Metallton, den manche Krankenzimmer kurz vor dem Sterben annahmen.

Tero saß auf dem Boden.

Niemand hatte ihn dort hingelegt. Das Lager stand unberührt an der Wand. Der Junge hockte mitten im Raum, die Knie unter das Kinn gezogen, den Rücken schief, als habe man ihm Fäden in die Glieder genäht und dann vergessen, wie ein Mensch sitzt. Seine Augen waren offen. Nicht starr. Nur viel zu wach.

Um ihn herum waren auf den Steinplatten Kreise aus feuchtem Abrieb zu sehen. Halb verwischt. Als habe er sich im Schlaf gedreht und dabei nasse Spuren hinterlassen.

An der Wand gegenüber stand etwas.

Oder vielmehr: Es war hineingekratzt.

Nicht tief. Aber hart genug, dass Kalk und Putz ausgebrochen waren. Ein Name. Der gleiche Name wie am Morgen. Die Linien fahrig, doch lesbar. Uralt. Getilgt. Zurück.

Sabra fluchte leise.

Elaria sagte nichts. Nichts sagen war schwerer.

„Wer war bei ihm?“

„Zwei Wachen vor der Tür. Niemand drinnen“, sagte Sabra. „Er hätte nicht an die Wand kommen dürfen, ohne dass sie es hörten.“

„Dann hören sie weniger, als sie behaupten.“

Tero hob langsam den Kopf.

„Herrin“, sagte er.

Seine eigene Stimme. Dünn. Erschöpft. Fast normal.

Elaria trat nicht näher. „Wer hat das geschrieben?“

Der Junge blickte zur Wand, als sehe er sie zum ersten Mal. Seine Stirn zog sich kindlich zusammen. „Ich weiß es nicht.“

Dann begann er zu lächeln.

Nicht breit. Nur ein kleines, krankes Verziehen des Mundes, das nicht zu seinen Augen passte.

Sabra bemerkte es auch. „Nicht anfassen“, sagte sie sofort zu dem Wächter, der einen Schritt vorgetreten war.

Zu spät.

Der Mann hatte sich bereits hinuntergebeugt, wohl um Tero grob am Arm aufzuheben. Kaum berührten seine Finger die nackte Schulter des Jungen, zuckte er zurück, als habe er sich verbrannt.

„Bei Boron—“

Er hielt die Hand hoch.

Unter seinen Fingernägeln quoll Dunkelheit hervor.

Nicht Blut zuerst. Etwas Schwarzes, glänzend, als drücke sich Tinte durch die Nagelbetten. Einen Augenblick lang wirkte es beinahe harmlos, wie Schmutz. Dann platzte die Haut am Daumenrand auf, und ein dünner, schwarzer Blutstreifen rann über seinen Fingerknöchel.

Der Wächter starrte darauf.

„Nein“, sagte er leise. „Nein.“

Elaria trat endlich vor. Nicht aus Mitleid. Aus Zwang. Man konnte Herrschaft nicht ausüben, indem man vor ihren Folgen zurückwich.

Der Wächter begann bereits mit der anderen Hand zu kratzen. Erst am Daumen, dann an Zeige- und Mittelfinger, hektisch, panisch, als könne er das Dunkle wieder hineinreiben. Dabei riss er die Haut weiter auf. Schwarze Tropfen fielen auf den Boden.

Tero sah zu. Schweigend. Viel zu ruhig.

Sabra packte den Wächter am Handgelenk. „Hör auf.“

„Es ist darunter!“ Der Mann rang mit ihr wie ein Kind. „Es läuft darunter, spürst du das nicht?“

Raciano Merbal erschien im Türrahmen, umgeben vom Geruch frischen Räucherwerks, das an ihm hing wie eine Ausrede. Als er das Blut sah, blieb selbst er stehen.

„Zurück“, sagte er scharf. „Alle zurück.“

„Er blutet schwarz“, sagte Sabra.

„Ich sehe es.“

„Dann seht auch den Jungen an.“

Raciano ignorierte das. Er zog ein Säckchen Salz aus dem Gürtel und streute es hastig vor den Wächter. Die Körner trafen auf die schwarzen Tropfen, und dort, wo sie sich mischten, entstand ein leises Knacken. Nicht laut. Nur unerquicklich, wie Insektenpanzer unter einem Fingernagel.

Der Wächter sank auf die Knie.

Er hielt die Hände von sich, als gehörten sie ihm nicht mehr. Unter jedem Nagel stand nun dieses dunkle Blut, erst schmal, dann breiter, und die Fingerkuppen zitterten in kleinen Schlägen. Er stieß die Zähne aufeinander. Nicht aus Kälte. Aus Schmerz.

„Nicht ich“, murmelte er. „Ich hab sie nicht angerührt. Ich hab nichts aufgemacht.“

Niemand antwortete ihm.

Elaria merkte, dass drei Diener am Gangende wieder stehen geblieben waren. Sie hatte sie nicht gerufen. Angst hatte sie zurückgebracht. Angst und der krankhafte Zug des Hauses, Zeugen zu erzeugen, wo man Schweigen brauchte.

„Räumt den Gang“, sagte sie, ohne sich umzudrehen.

Keiner rührte sich.

Sabra fuhr herum und brüllte so plötzlich los, dass selbst Elaria zuckte: „Raus! Weg da, ihr Aasgeier!“

Jetzt flohen sie.

Aber zu spät. Sie hatten genug gesehen. Mehr als genug.

Der Wächter riss plötzlich den Kopf hoch. Seine Augen waren glasig geworden. Nicht blind, aber tief innen schon woanders.

„Hört ihr das?“

Raciano kniete neben ihm. „Da ist nichts. Bleibt still.“

„Doch.“ Der Mann lächelte jetzt, genau wie Tero zuvor, nur voller Verzweiflung. „Links. Nein— rechts. Nein—“ Er schlug sich mit dem Handballen gegen die Schläfe. „Überall.“

Dann begann er mit den schwarzen Fingernägeln auf die Steinplatte zu kratzen.

Hart.

Einmal. Zweimal. Immer schneller.

Sabra griff nach ihm, doch Elaria hob die Hand. „Nicht.“

Es war ein grausamer Befehl. Und sie wusste es. Aber schon in diesem Kratzen lag etwas Zielgerichtetes. Sie mussten sehen, wohin es wollte.

Der Wächter kauerte sich tiefer hin, kratzte, riss, schabte mit aufplatzenden Fingernägeln über den Stein, als könne man Schrift aus einem Boden herauslösen. Das Geräusch fraß sich durch Mark und Zähne. Kalkstaub spritzte. Schwarzes Blut schmierte die Fugen.

Und dann war da ein Buchstabe.

Ein krummer. Aber lesbar.

Sabra stieß einen Fluch aus, diesmal lauter.

Raciano wurde bleich unter seiner dunklen Haut. „Nicht weitermachen!“

Zu spät.

Der Wächter kratzte weiter, als höre er nicht mehr. Zwei Buchstaben. Drei. Derselbe Name. Wieder. In Stein. Vor ihnen allen.

Narebion trat in diesem Moment an die offene Tür.

Niemand hatte ihn gerufen. Vielleicht hatte ihn das Geschrei hergebracht. Vielleicht etwas anderes.

Sein Blick fiel erst auf Tero. Dann auf die blutigen Finger. Dann auf die halbfertige Schrift am Boden.

„Ihr hättet den Schlaf nicht brechen dürfen“, sagte er.

Raciano fuhr herum. „Nicht jetzt.“

„Gerade jetzt.“

„Hinaus.“

Narebion ignorierte ihn. „Herrin, das ist nicht mehr an den Jungen gebunden. Ihr habt es verteilt.“

Elaria wollte ihm widersprechen. Sie wollte ihn anfahren, aus dem Raum werfen, an seine geduldete Randstellung erinnern. Stattdessen hörte sie, wie irgendwo im Korridor eine Glocke anschlug.

Einmal.

Nur einmal.

Alle im Raum hörten sie.

Sabra hob den Kopf. Tero schloss für einen Augenblick die Augen, als genieße er den Ton. Der blutende Wächter begann zu weinen, ohne mit dem Kratzen aufzuhören.

„Niemand läutet“, flüsterte einer der Männer draußen.

Der Satz ging durch den Gang wie eine ansteckende Krankheit. Niemand läutet. Niemand läutet.

Und doch läutete es wieder.

Weiter weg diesmal. Als stünde die Glocke im nächsten Trakt. Oder direkt hinter dem Ohr.

Elaria spürte, wie Ordnung in ihr zu einer Form aus blankem Zwang wurde. Wenn sie jetzt nicht schnitt, verlor das Haus die Ränder.

„Schließt diesen Gang“, sagte sie. „Sofort. Keiner verlässt seinen Dienstbereich. Wer von Glocken redet, wird ausgepeitscht. Wer den Namen wiederholt, verliert die Zunge, wenn ich herausfinde, dass er ihn verbreitet hat.“

Raciano sah sie kurz an. Selbst er erschrak über den Satz.

Gut, dachte sie. Dann lebt noch etwas Gehorsam.

Sabra dagegen sagte nur: „Und der da?“

Sie meinte den Wächter.

Er war inzwischen vornübergesunken. Die Stirn fast auf dem Stein. Seine Finger bewegten sich noch immer ruckweise über dem Boden, obwohl die Schrift fertig war. Aus Mund und Nase

lief dünnes, dunkles Blut. Nicht viel. Aber genug, um zu zeigen, dass das hier nicht mit Verbänden enden würde.

Elaria blickte auf Tero.

Der Junge saß noch immer mitten im Raum, dünn, schweißnass, erschöpft. Und doch war nun etwas in seinem Blick, das ihr beinahe vernünftiger erschien als das der Gesunden: eine tiefe, fremde Geduld. Als wisse etwas in ihm bereits, dass das Haus sich falsch entschieden hatte und nur noch Zeit verlor.

„Tempelalarm?“, fragte Sabra.

Der Gedanke war da. Greifbar. Vernünftig sogar.

Und tödlich.

Tempelalarm bedeutete Fragen. Zeugen. Riten unter fremden Augen. Vielleicht Versiegelung. Vielleicht Beschlagnahme. Vielleicht den ersten Stein im Sturz des Namens di Torre.

Elaria entschied sich.

„Nein.“

Narebion schloss kurz die Augen. Sabra starrte sie an, als habe sie einen Menschen im Wasser untergedrückt und nicht den Blick abgewandt.

„Herrin—“

„Nein“, wiederholte Elaria. „Das bleibt im Haus.“

Sie hörte selbst, wie falsch es war. Und sagte es trotzdem.

Weil die Wahrheit schlimmer schien als das Schwarze unter den Fingernägeln eines sterbenden Mannes.

Weil Kontrolle immer noch vertrauter war als Offenbarung.

Weil das Haus di Torre nicht vor Dienern, Nachbarn und Tempeln zerlegt werden durfte, solange sie atmete.

Draußen schlug die Glocke ein drittes Mal.

Oder eine andere.

Oder dieselbe an einem anderen Ort.

Niemand im Gang konnte danach noch sicher sagen, aus welcher Richtung der Ton gekommen war. Und genau in dieser Verwirrung begann die Bedrohung, dem Haus zu gehören.

Der geheime Korridor nahe der versiegelten Familiengruft lag tiefer als die übrigen Andachtsgänge des Hauses, und schon nach wenigen Schritten verlor sich der Geruch von Öl und Weihrauch.

Hier unten roch es nach nassem Stein, altem Blei und jener dumpfen Kälte, die nicht aus Nachtluft kam, sondern aus Dingen, die zu lange verschlossen gewesen waren. Die Wände waren schwarz und glatt, an einigen Stellen jedoch von feinen Salzadern überzogen, als drücke das Gemäuer selbst etwas nach außen, das es nicht länger halten konnte.

Narebion hielt die kleine Lampe höher.

Der Lichtschein war schmal. Er fraß sich nur widerwillig in den Gang. Vor ihm lag die vermauerte Rundung der inneren Gruft, sauber geschlossen, mit dunklen Steinquadern verblendet, die sichtbar später gesetzt worden waren als das ältere Mauerwerk ringsum. Über der Versiegelung zog sich ein Boronzeichen

entlang, tief eingeritzt, zu tief beinahe, wie eine Frömmigkeit, die man mit Gewalt hatte beweisen müssen.

Raciano Merbal blieb hinter ihm stehen.

Der alte Hauskaplan hatte darauf bestanden, selbst mit hinabzugehen, sobald Narebion die Erscheinung in den Zeichen des Hauses zu deutlich benannt hatte. Nun wirkte er nicht wie ein Mann, der führen wollte, sondern wie einer, der einen Raum betrat, den er seit Jahren kannte und dennoch fürchtete, sobald ein zweites Paar Augen darinstand.

„Nur sehen“, sagte Raciano. „Nicht berühren. Nicht beten. Und ganz gewiss nicht deuten.“

Narebion sah nicht zurück. „Ihr habt den ganzen Tag gedeutet.“

„Ich habe geschützt.“

„Nein“, sagte Narebion leise. „Ihr habt geordnet.“

Der Kaplan atmete hörbar aus. „In einem Haus wie diesem ist das oft dasselbe.“

Narebion kniete am Boden nieder.

Vor der vermauerten Gruft lag eine dünne Schicht feinen Staubs. Nicht viel. Gerade genug, dass ungestörte Jahre darin hätten liegen können. Doch nun war der Staub nicht mehr unberührt. Feuchte Linien zogen sich hindurch. Keine Schuhspuren. Keine Tierläufe. Buchstaben.

Ein Name.

Er musste die Lampe tiefer halten, um ihn vollständig zu erkennen. Erst schälte sich der Anfang aus dem Grau, dann der

Rest, und als die feuchte Spur im Licht glänzte, wurde auch Racianos Atem hinter ihm unregelmäßig.

„Da“, sagte Narebion.

Raciano trat näher, langsam, als koste jede Stufe ihn Überwindung. Als er den Namen sah, zuckte etwas in seinem Gesicht. Nicht Überraschung. Eher Ärger darüber, dass etwas Verborgenes beschlossen hatte, nicht verborgen zu bleiben.

„Staub ist formbar“, sagte er zu schnell. „Nässe kann—“

„Nässe schreibt keinen getilgten Familiennamen.“

„Ihr wisst nicht, was Ihr seht.“

„Doch“, sagte Narebion. „Zum ersten Mal heute ziemlich genau.“

Der Name war nicht gekratzt. Nicht geschoben. Er lag im Staub, als habe eine feuchte Fingerspitze ihn langsam, Buchstabe für Buchstabe, dort nachgezogen. An den letzten Linien glänzte es noch nass.

Hinter der Mauer wurde es kälter.

Nicht im Gang allgemein. Direkt dort. Als stünde hinter dem Stein ein geöffneter Wasserschacht. Narebion richtete sich langsam auf und trat näher an die Versiegelung. Das Lampenlicht glitt über die Fugen, über das Bleiband, über eine kleine Stelle links unten, wo der Mörtel dunkler war als der Rest.

Dort stand etwas.

Zuerst meinte er, sein eigenes Licht bilde nur einen Schatten an der Feuchte. Dann veränderte sich die Kontur. Eine schmale, weibliche Form trat hinter dem Mauerwerk hervor, nicht

körperlos, aber auch nicht ganz von der Wand getrennt. Als stünde sie in einem anderen Raum direkt auf der Gegenseite und das Gemäuer habe verlernt, sie richtig zu verdecken.

Narebion sagte nichts.

Er konnte nicht.

Die Gestalt war hoch und still. Das Gewand hing schwer an ihr herab, nicht flatternd, sondern nass, als sei es nie ganz getrocknet. Das Gesicht lag halb im Dunkel, doch wo die Lampe die Wangen streifte, wirkte die Haut feucht gespannt, nicht verwest. Erhalten. Schlimmer als jeder Knochen.

Raciano stieß ein gepresstes Geräusch aus. „Zurück.“

Narebion gehorchte nicht.

Er hob die Lampe höher.

Die Frauengestalt hob langsam den Kopf.

Nicht ruckartig. Nicht drohend. Gerade das machte es unerträglich. In dieser Bewegung lag keine Raserei, kein Totenwüten. Nur eine kalte, schwere Aufmerksamkeit, als habe sie die beiden Männer längst erwartet und prüfe nun, welcher von ihnen diesmal wieder falsch reden würde.

„Seht Ihr sie?“, fragte Narebion.

Raciano antwortete nicht.

Das Schweigen genügte.

Dann sagte der Kaplan mit trockener Stimme: „Das ist eine Prüfung. Gegen Neugier. Gegen falsche Kultnähe. Gegen—“

„Nein.“

Raciano fuhr herum. „Hütet Eure Zunge.“

„Nein“, wiederholte Narebion, jetzt schärfer. „Ihr nennt alles Prüfung, was Euch zwingen würde, Schuld zu lesen. Seht hin. Sie drängt nicht heraus. Sie steht gebunden. Sie ist nicht frei. Nicht irr. Nicht jagend. Gebunden.“

Die Frau hinter der Mauer bewegte die rechte Hand.

Langsam legte sie sie gegen die Innenseite des Steins.

Genau dort, wo Narebion unwillkürlich ebenfalls die Finger auf die Fuge setzte.

Die Kälte schoss ihm durch die Haut bis in den Unterarm. Eisig und feucht, aber nicht wie Wasser. Eher wie der Moment, in dem ein Tuch von einem Gesicht gezogen wird, das zu lange unter Erde gelegen hat.

Er riss die Hand zurück.

Raciano machte nun selbst einen Schritt zurück. Das Gebetsband in seinen Fingern arbeitete hektischer. „Ich habe Euch gewarnt.“

„Ihr habt mich nie gewarnt“, sagte Narebion. „Ihr habt nur verschwiegen.“

Das war zu viel Wahrheit für einen Mann wie Raciano.

Sein Gesicht schloss sich sofort. Härte kehrte hinein. Amt. Ritual. Form. „Alles, was hier erscheint, erscheint, um die Grenze zu prüfen. Jede Öffnung wäre Frevel. Jede falsche Benennung—“

Die Frau hob den Kopf noch ein wenig weiter.

Im Staub zu ihren Füßen, direkt vor der Mauer, ergänzte sich der Name um einen letzten nassen Zug. Ganz langsam. Als ziehe eine unsichtbare Linie sich fertig.

Dann sah Narebion an ihrer Brust etwas aufglimmen.

Nicht Licht. Metall.

Ein schweres Schmuckstück hing an ihrem Gewand, halb unter feuchtem Stoff verborgen. Als die Lampe darüberstrich, trat die Form für einen Augenblick hervor: ein rundes, dunkles Ornament mit Hausprägung. Nicht die jetzige geglättete Fassung. Eine ältere Markierung, roher, schärfer.

Narebions Magen zog sich zusammen.

„Hausbindung“, sagte er halblaut. „Nicht bloß Ahnenunruhe. Jemand hat sie in die Linie gezwungen.“

Raciano griff nun nach einem kleinen Silbergefäß an seinem Gürtel. „Genug. Wir beenden das.“

„Nein.“ Narebion fuhr herum. „Wenn Ihr jetzt wieder eine falsche Bannung—“

Zu spät.

Raciano hatte das Gefäß bereits geöffnet und sprengte den Inhalt gegen die Mauer: Schlaföl, Salz, geweihte Feuchte, alles in einem offiziellen, borongefälligen Gemisch, das Ordnung über Erscheinung legen sollte.

Der Aufprall klatschte dumpf gegen Stein.

Für einen Herzschlag geschah nichts.

Dann veränderte sich die Gestalt.

Nicht indem sie wich. Sondern indem ihr Gesicht klarer wurde. Die Wangen traten deutlicher hervor. Die Lippen bewegten sich. Kein Laut kam hindurch, doch Narebion sah das Wort.

Falsch.

Im selben Augenblick rann Grabfeuchte an der Mauer herab. Dünn zuerst, dann mehr. Sie sammelte sich in den Fugen, lief über den geschriebenen Namen und machte ihn dunkler, lesbarer, endgültiger.

Raciano taumelte einen halben Schritt zurück. Zum ersten Mal an diesem Abend sah er nicht aus wie ein Verwalter von Riten, sondern wie ein alter Mann, der ein Erbe anschaut, das ihm zu schwer geworden ist.

Narebion trat vor.

„Wer seid Ihr?“

Die Frau antwortete nicht mit Stimme.

Stattdessen hob sie die Hand an den Hals.

Dort, wo der Stoff ihres feuchten Gewands sich dunkel an die Haut schmiegte, zeichnete sich für einen Moment etwas ab, das wie ein Schmuckrand hätte wirken können. Nur war es keiner. Es war eine Linie. Tiefer. Schmäler. Zu glatt.

Eine Verletzung.

Narebion sog hörbar Luft ein.

Nicht bloß falsch bestattet, dachte er. Falsch getötet. Oder falsch zum Schweigen gebracht.

Raciano begann nun endlich zu beten. Nicht laut. Viel zu leise. Viel zu schnell.

Die Frau hinter der Mauer neigte den Kopf leicht zu ihm, und in dieser kleinen Bewegung lag eine Verachtung, die schlimmer war als jedes Raserei-Bild. Als erkenne sie ihn nicht als einzelnen

Mann, sondern als Fortsetzung all jener Hände, die an der Mauer, am Gebet, am falschen Schlaf mitgebaut hatten.

„Was habt Ihr getan?“, fragte Narebion.

Diesmal antwortete die Gestalt.

Keine volle Stimme. Eher ein feuchtes Kratzen, das durch den Stein drang und dennoch Worte wurde.

„Zugemauert.“

Nur das eine.

Raciano schloss die Augen. Vielleicht aus Scham. Vielleicht nur, weil Hören schwerer war als Sprechen.

Narebion blieb still.

Er hätte jetzt sofort nach oben stürmen, Elaria zwingen, die Gruft öffnen lassen, Zeugen holen sollen. Alles in ihm wusste das. Gleichzeitig wusste er ebenso klar, dass ihm niemand sofort folgen würde. Nicht mit diesem Maß an Wahrheit, nicht gegen Hausrecht, nicht gegen einen Kaplan, der jedes Wort als Irrweg lesen würde.

Genau da lag seine alte Krankheit.

Er erkannte zu früh. Und zu spät zugleich.

„Wir müssen sie öffnen“, sagte er.

Raciano riss die Augen auf. „Niemals.“

„Seht Ihr denn nicht—“

„Ich sehe genau genug. Und gerade deshalb bleibt diese Gruft geschlossen.“

„Dann bleibt auch die Schuld gebunden!“

„Besser gebunden als entfesselt.“

Narebion sah wieder zur Gestalt.

Sie stand noch immer da. Feucht. Geduldig. Der Name im Staub glänzte vor ihr wie frisch geschrieben. Kein Toben. Kein Springen. Keine Schau. Nur konkrete, unerträgliche Gegenwart.

Da wusste er, dass dies keine bloße Heimsuchung war.

Es war ein fortdauernder Schuldknoten mit Körper, Hauszeichen und Ort.

Und dass Raciano ihn noch immer Prüfung nannte, war nicht nur Feigheit. Es war Pflege.

Hinter ihnen knackte irgendwo tief im Korridor das Mauerwerk. Ein feiner Laut nur. Aber Narebion hörte darin bereits, wie das Haus auf die falsche Deutung antwortete.

„Ihr habt sie lange genug allein gelassen“, sagte er.

Raciano umklammerte das leere Silbergefäß so fest, dass die Knöchel weiß wurden. „Und Ihr werdet sie nicht befreien, um dieses Haus zu stürzen.“

„Es stürzt bereits.“

Die Frau hinter der Mauer senkte nun langsam die Hand vom Hals.

Dann hob sie zwei Finger und deutete, unmissverständlich, nach oben.

Ins Haus.

In die lebende Linie.

Danach verblasste ihre Kontur nicht ganz, aber sie wurde wieder schwerer vom Stein geschluckt. Das Gesicht trat zurück. Das Schmuckstück an ihrer Brust verlor den letzten Schimmer. Nur der Name im Staub blieb. Und die Grabfeuchte, die weiter an der Mauer hinabließ.

Raciano atmete aus, als habe er eine Prüfung überlebt.

Narebion wusste es besser.

Sie hatten nichts überwunden.

Sie hatten nur das erste Mal direkt gesehen, was unten wartete.

Und noch ehe sie den Rückweg antraten, wusste er bereits, dass Autorität diese Erscheinung nicht als Wahrheit lesen würde.

Sondern als Vorwand, die falsche Mauer ein weiteres Mal zu schützen.

Am nächsten Morgen roch Elaria di Torres Privatgemach nach kaltem Rosenöl, Wachs und der Müdigkeit eines Hauses, das nicht geschlafen hatte.

Die Fensterläden waren nur halb geöffnet. Durch die schmalen Spalten fiel hartes Licht auf den dunklen Steinboden, auf den geschnitzten Kleiderschrank, auf das niedrige Tischchen mit ungeöffnetem Frühstück. Nichts daran wirkte ungeordnet. Gerade das beleidigte sie. Als habe der Raum beschlossen, seine Form zu behalten, während unten im Haus die Grenzen weich wurden.

Sabra wartete bereits.

Sie stand nicht wie sonst nahe der Tür, bereit für Befehle, sondern am Tisch, beide Hände auf eine kleine, in schwarzes Tuch gewickelte Form gelegt. Ihr Gesicht sah grau aus. Nicht vor Angst allein. Vor einem Zögern, das bei ihr selten war.

Elaria schloss die Tür selbst.

„Was ist das?“

Sabra schob das Bündel ein Stück vor. „Man fand es bei dem Jungen. Eingewickelt im Strohsack, tief unten. Nicht neu dort. Eher versteckt.“

Elaria trat näher. „Wer hat es gefunden?“

„Ich.“

„Wer weiß davon?“

„Niemand, wenn ich klug genug war.“

Das war keine Unterwerfung. Es war ein Hinweis. Elaria überhörte ihn absichtlich.

Sie zog das Tuch auf.

Darin lag ein altes Siegel.

Schwer. Dunkel. Kein Schmuckstück für Zier, sondern ein Gebrauchsgegenstand aus einer älteren Zeit, als Namen noch in Wachs gedrückt wurden, um Besitz und Blutlinie zu zwingen. Der Rand war angelaufen. An einer Stelle klebte etwas Helles daran, wie alter Kalk oder getrocknetes Salz. Aber die Prägung in der Mitte war unmissverständlich.

Die Linie di Torre.

Nicht in ihrer jetzigen, bereinigten Form. Älter. Schärfer. Mit einem Beizeichen, das schon vor Jahren aus den offiziellen Fassungen verschwunden war.

Elaria spürte einen kalten Zug im Bauch.

Sie hatte dieses Zeichen schon gesehen. Nicht oft. In verborgenen Seiten. In Randvermerken. In jenem Teil des Hauses, über den man nicht mit Dienern sprach.

„Woher hat er das?“, fragte Sabra.

Elaria antwortete nicht sofort.

Sie nahm das Siegel in die Hand. Es war kälter, als Metall sein durfte, das die Nacht in einem Strohsack verbracht hatte. Als sie es umdrehte, sah sie auf der Rückseite eine feine Kerbe, fast wie eine alte Bruchspur. Nicht zufällig. Erinnerbar.

Ja.

Jetzt wusste sie wieder, woher.

Nicht aus voller Klarheit. Eher wie ein Stück verdrängter Traum, das plötzlich an den Rand des Tages trat. Dieses Siegel hatte einst zu einer Nebenlinie gehört, die in den letzten offiziellen Generationen nicht mehr vorkam. Nicht weil sie ausgestorben war. Sondern weil man beschlossen hatte, dass sie nie mehr genannt werden sollte.

Sabra beobachtete sie zu genau.

„Ihr kennt es.“

Es war keine Frage mehr.

Elaria legte das Siegel langsam zurück ins Tuch. „Ich kenne vieles, was in diesem Haus nicht in fremde Hände gehört.“

„Der Junge ist keine fremde Hand.“

„Er ist ein Sklave.“

Der Satz fiel sofort zu hart.

Sabras Gesicht veränderte sich kaum. Gerade deshalb tat es weh. Diese Frau hatte Elaria als Kind gehalten, ihr Fieber ausgesessen, ihr Lügen beigebracht, die in einem Haus wie diesem notwendig wurden. Und doch war sie immer auf der falschen Seite jeder Tür geblieben.

„Er ist ein Junge“, sagte Sabra.

„Er ist ein Träger.“

„Von was? Von eurer Angst?“

Elaria hob den Kopf so schnell, dass selbst sie den Riss in der Bewegung spürte. „Hütet Euch.“

Sabra schwieg. Aber nicht aus Gehorsam. Aus alter Vorsicht.

Für einen Augenblick hörte man nur das entfernte Arbeiten des Hauses. Schritte auf Treppen. Ein zugeschlagenes Brett im Hof. Ganz tief darunter, kaum greifbar, ein Schaben im Gemäuer, das ebenso gut Einbildung hätte sein können.

Elaria wandte sich ab, trat zum Fenster und sah durch die Spalte hinaus auf den Innenhof. Zwei Diener trugen Wasserkessel. Ein Schreiber lief mit gesenktem Kopf über den Stein. Alles sah noch aus wie Ordnung.

Noch.

„Wenn dieses Siegel bei ihm gefunden wird“, sagte sie, ohne sich umzudrehen, „dann gibt es eine einfache Geschichte.“

Sabra sagte nichts.

Elaria sprach sie trotzdem weiter aus, weil sie hörbar werden musste, um brauchbar zu sein.

„Ein unterer Hausangehöriger kommt in verbotenen Besitz. Vielleicht Diebstahl. Vielleicht Anstiftung von außen. Vielleicht Verbindung zu jemandem, der unserem Namen schaden will. In seiner Fieberrede taucht ein getilgter Name auf. Die Sache bleibt niedrig. Isolierbar. Strafbar.“

Hinter ihr blieb es still.

Dann fragte Sabra: „Und die andere Geschichte?“

Elaria schloss kurz die Augen.

Die andere Geschichte war nicht eine. Es waren zu viele zugleich. Ein altes Haus, das seine Toten falsch zählte. Eine Linie, die man nicht nur gestrichen, sondern eingemauert hatte. Ein Siegel, das dort auftauchte, wo kein Sklavenjunge je hätte hingreifen dürfen. Und eine Stimme im Schlaf, die nicht um Einlass bat, sondern um Anerkennung.

Zu viel Wahrheit hatte kein Haus lange getragen.

„Die andere Geschichte“, sagte Elaria, „zerstört dieses Dach.“

Sabra trat nun doch einen Schritt näher. „Vielleicht ist das Dach längst morsch.“

Elaria fuhr herum. „Und was dann? Wollt Ihr erleben, wie Tempeldiener in die unteren Schlafsäle greifen und die Hälfte der Kinder mitnehmen, um Fragen zu stellen? Wollt Ihr, dass rivalisierende Häuser jedes Gerücht kaufen, jede Urkunde prüfen, jeden Toten neu zählen? Wollt Ihr, dass dieses Haus fällt und alle darunterliegenden Menschen mit ihm?“

Sabra hielt ihrem Blick stand. „Nein. Ich will nur nicht, dass ihr wieder einen Schwächeren vor die Mauer stellt und so tut, als sei das Schutz.“

Wieder.

Das Wort traf zu tief.

Elaria trat vor, bis nur noch eine Armlänge zwischen ihnen lag. „Sprecht nicht, als verstündet Ihr die Lage besser als ich.“

„Ich verstehe sie anders.“

„Ihr versteht, wie man Kinder versteckt und Diener schweigen lässt.“

„Ja“, sagte Sabra. „Darum erkenne ich es, wenn man Angst als Ordnung verkleidet.“

Ein kurzes, hässliches Schweigen folgte.

Elaria merkte, dass ihre Hand sich um das Tuch geschlossen hatte, in dem das Siegel lag. Zu fest. Das Metall drückte durch den Stoff in die Haut ihrer Handfläche.

„Hört mir jetzt gut zu“, sagte sie leiser. „Der Junge bleibt die Quelle. Offiziell. Was in ihm spricht, wird an ihn gebunden. Was bei ihm gefunden wurde, bleibt bei ihm. Ihr sagt niemandem etwas anderes.“

Sabra starrte sie an, als müsse sie prüfen, ob da noch irgendein Rest von Zweifel in ihr war.

Es war einer da.

Aber nicht der Teil von Elaria, den das Haus zu sehen bekam.

„Ihr wollt ihn hängen?“, fragte Sabra.

„Seid nicht töricht. Noch nicht.“

Das Noch kam schneller, als es sollte.

Sabra hörte es. Natürlich hörte sie es.

„Ihr seid krank vor Angst“, sagte sie.

Elaria hob die Hand.

Nicht geplant. Nicht überlegt. Nur der blanke, schnelle Impuls einer Frau, die zu lange die Kontrolle mit Härte verwechselt hatte.

Die Ohrfeige traf Sabra nicht voll, eher streifend, doch laut genug, dass beide danach reglos standen.

Elaria atmete einmal ein. Zu flach.

Sabra bewegte den Kopf langsam zurück in gerade Stellung. Ihre Wange rötete sich bereits. Sie legte keine Hand daran. Gerade das machte es schlimmer.

„Gut“, sagte Sabra tonlos. „Jetzt klingt ihr wieder wie das Haus.“

Der Satz ließ sich nicht zurückholen.

Elaria auch nicht.

Irgendwo im Korridor draußen begann ein Diener zu rennen. Schritte, abrupt, unsicher, dann ein Ruf, der nicht ganz bis zur Tür drang. Unruhe bewegte sich durchs Gemäuer wie etwas, das Wege gelernt hatte.

Aber im Zimmer war es noch still genug, dass Sabra das Tuch vom Tisch nahm, das Siegel wieder sauber einschlug und es Elaria nicht aus der Hand, sondern aus der Entscheidung nahm.

„Wenn ihr das tut“, sagte sie, „dann schützt ihr den Namen. Nicht das Haus.“

„Der Name ist das Haus.“

Sabra schüttelte den Kopf. Langsam. Traurig fast. „Nein. Der Name frisst das Haus.“

Ein weiterer Ruf draußen. Jetzt näher. Metall schlug gegen Stein.

Elaria ging zur Tür, riss sie auf und befahl dem vorbeihastenden Diener stehenzubleiben. Der Mann keuchte, bleich, verängstigt, die Augen zu groß.

„Was ist?“

„Herrin— im unteren Südgang— zwei Mägde haben wieder das Läuten gehört, und der Waffenknecht Corvel— seine Hände—“

Er brach ab und sah auf Sabra, dann auf das Tuch in Elarias Hand. Ein zu schneller Blick. Ein Dienerblick. Sammelnd. Gefährlich.

Elaria trat in den Korridor hinaus, sodass ihr Körper die Sicht ins Zimmer nahm.

„Corvel wird isoliert. Sofort. Die Mägde kommen in den Waschraum und bleiben dort, bis Raciano sie sieht. Kein Wort darüber nach draußen. Wer erzählt, dass das Haus von Glocken heimgesucht wird, verliert mehr als den Lohn.“

Der Mann nickte hastig.

Sie hielt ihn noch einen Augenblick mit dem Blick fest, bis er senkte, was in ihm zu neugierig geworden war. Dann schickte sie ihn fort.

Als sie sich wieder umdrehte, stand Sabra noch dort, unbeweglich, die gerötete Wange nun stumpf im Halbschatten.

Elaria spürte plötzlich, wie müde sie war. Nicht weich. Nicht traurig. Nur müde auf jene trockene Weise, in der Menschen anfangen, Grausamkeit für Vernunft zu halten.

„Ihr werdet tun, was ich sage“, sagte sie.

Sabra antwortete nicht sofort.

Dann nickte sie einmal. Nur einmal.

Doch das Nicken hatte keinen Gehorsam mehr. Es war die Zustimmung eines Menschen, der etwas Schlimmes nun mit offenen Augen geschehen lässt, weil er weiß, dass Widerspruch es gerade nicht aufhalten wird.

„Ja, Herrin.“

Sie ging an Elaria vorbei hinaus.

Erst als sie weg war, merkte Elaria, dass sie das Tuch wieder geöffnet hatte. Das alte Siegel lag in ihrer Handfläche wie ein kaltes Auge.

Im Metallsaum hing ein winziger Rest dunklen Wachses.

Darauf war, kaum noch sichtbar, nicht die jetzige Hausmarke eingedrückt.

Sondern die ältere.

Die gestrichene.

Die, die man aus den Büchern gefressen hatte.

Elaria schloss die Finger darum, bis die Kanten schmerzten.

Dann rief sie nach einem Schreiber, um den ersten offiziellen Vermerk anlegen zu lassen:

Der Sklavenjunge Tero steht im Verdacht verbotenen Besitzes und schuldhafter Verunreinigung.

In dem Augenblick, in dem sie den Satz formen ließ, wusste sie, dass sie die Wahrheit nicht nur verbarg.

Sie opferte sie. Und mit ihr einen Schutzlosen.

Das Universitätsarchiv roch nach Staub, Schimmel und altem Ehrgeiz.

Sario Belthas mochte diesen Geruch nicht, aber er vertraute ihm. Staub log selten aus Bosheit. Menschen taten es. Bücher meistens nur auf Befehl.

Er saß tief im südlichen Nebenmagazin, wo die verboteneren Genealogien nicht offen auslagen, sondern in schmalen Kästen mit verblassten Signaturen ruhten, zwischen Erbverträgen, Stiftungsstreitigkeiten und jenen Familienübersichten, die nur dann angefordert wurden, wenn jemand tot, reich oder gefährlich genug geworden war. Heute war alles zugleich.

Vor ihm lagen drei Rollen, zwei Wachstafeln und ein ausgeliehenes Register, das er offiziell nie hätte aus dem Hauptsaal entfernen dürfen.

Seine Schultern schmerzten. Seine Augen auch. Doch der Schmerz hatte etwas Nützliches. Er hielt ihn wach.

Sario fuhr mit dem Fingernagel eine Stammlinie entlang, dann die nächste. Geburten, Eheschlüsse, Nebenlinien, Zusammenziehungen von Besitz. Namen, die auftauchten und wieder verschwanden. Manche endeten sauber. Andere so plötzlich, dass selbst ein mittelmäßiger Archivar Verdacht wittern musste.

„Da bist du ja“, murmelte er.

Auf der rechten Rolle stand die Linie di Torre in einer älteren Fassung, noch aus einer Zeit, bevor man die heutige Form in den städtischen Abschriften geglättet hatte. Hier war ein Zweig eingetragen, knapp, unerquicklich, ohne jede Ausschmückung. Eine Frau, verheiratet in die Hauptlinie, dann ein männlicher Anspruch aus einer Seitenfolge, danach ein Vermerk über eine notwendige Neuordnung des Erbes nach innerfamiliärer Bereinigung.

Bereinigung.

Sario hasste solche Wörter. Sie rochen immer nach Blut, das jemand in Amtsstil übersetzt hatte.

Er zog die zweite Rolle heran. Eine kirchliche Begräbnisabschrift, unvollständig, mit Wasserschäden am Rand. Dort tauchte dasselbe Jahr wieder auf, das im Hausarchiv wie ein ausgeschnittener Zahn gewirkt hatte. Drei Bestattungen offiziell. Eine Spende an eine Kapelle. Dann, fast zwischen den Zeilen, ein Zusatz in fremder Hand: außergewöhnliche Ruhelegung unter Hausrecht, ohne öffentliche Aufbahrung.

Ohne öffentliche Aufbahrung.

Sario lehnte sich zurück und starrte auf die Stelle, bis die Buchstaben zu flimmern begannen.

„Ihr Schweine“, sagte er leise, ohne recht zu wissen, wen er meinte. Die Toten. Die Schreiber. Die Granden. Alle zusammen.

Aus dem Nachbarraum drang das Scharren eines Stuhls. Irgendwo hustete ein Kopist. Die Universität lebte ihr graues, ordentliches Leben weiter, während in ihm etwas Kaltes zu einer Form zusammenfiel.

Getilgte Erbfolge.

Hastige Begräbnisregelung.

Hausinterne Bereinigung.

Ein Name, der später gar nicht mehr auftauchte.

Nicht einmal als verstorben.

Das war der Punkt, an dem Wissen seinen Marktwert bekam.

Sario rieb sich über den Mund. Seine Finger schmeckten nach Staub und schlechter Tinte. Er dachte an seine Schulden bei Varro Cenalis, einem Mann aus dem Hafenviertel, der Geld verlieh wie andere Leute Messer trugen: nicht aus Leidenschaft, sondern weil es nützlich war, wenn Blut daran klebte. Zwei Rückzahlungen hatte Sario bereits verschoben. Die dritte war in drei Tagen fällig. Vielleicht vier, wenn Varro schlecht geschlafen hatte und vergaß, was Menschlichkeit nicht war.

Dazu kam noch der Brief vom Morgen.

Nicht offen unterschrieben. Natürlich nicht. Aber jeder in der Universität erkannte die Art solcher Schreiben. Höflich. Kurz. Ein Interesse an älteren Fassungen der Grandenlinien. Gute Bezahlung für Diskretion. Noch bessere Bezahlung für Vorababschriften. Rivalisierende Häuser schrieben selten ihren Namen unter Erpressung, solange sie sie noch Einkauf nannten.

Sario legte beide Hände auf die Tischkante und zwang sich, nicht sofort nach Feder und Kopierpapier zu greifen.

Nicht aus Moral.

Aus Angst vor Gier.

Gier machte hastig. Hastigkeit machte dumm. Und dumm starb in Al'Anfa schneller als schuldig.

Er nahm stattdessen eine leere Wachstafel und schrieb nur das Nötigste auf: Jahr. fehlende öffentliche Aufbahrung. Nebenlinie getilgt. Hausrecht. Bereinigung. Keine Namen. Noch nicht.

Dann hielt er inne.

Noch nicht war bereits ein halber Verrat.

Ein Schatten fiel auf die Tischkante.

Sario fuhr zusammen.

Es war nur Terenzio Falbar, ein älterer Magazinverwalter mit trüben Augen und einem Rücken, der aussah, als habe ihn das Gewicht fremder Bücher verbogen. Er sah auf die Rollen, dann auf Sario, dann wieder auf die Rollen. Zu lange.

„Du arbeitest tief heute.“

„Genealogische Abgleiche.“

„Für wen?“

„Akademisch.“

Terenzio schnaubte. „Nichts ist akademisch, wenn ein junger Mann dabei schwitzt.“

Sario lächelte schwach. „Vielleicht schwitze ich, weil das Dach schlecht zieht.“

„Vielleicht.“ Der Alte kratzte sich am Kinn. „Es wird nach dir gefragt.“

Sario spürte, wie sein Magen sich zusammenzog. „Von wem?“

„Zwei von draußen. Einer geschniegelt wie ein Schreiber eines reichen Hauses. Einer geschniegelt wie ein Mann, der tut, als sei er bloß ein Diener.“ Terenzios Blick blieb stumpf, aber nicht blind. „Sie wollten wissen, ob du heute im Magazin arbeitest.“

„Und?“

„Ich habe gesagt, ich verkaufe keine Studenten nach Stundenmaß.“ Ein trockenes Zucken ging über sein Gesicht. Fast Humor. „Noch nicht.“

Sario sagte nichts.

Terenzio deutete auf die Rollen. „Wenn du Ärger liest, lies ihn schnell. Oder gar nicht.“

Dann ging er wieder.

Sario hörte seine Schritte verklingen und begriff, dass der Raum plötzlich kleiner geworden war.

Man wusste also bereits, dass er suchte. Oder man vermutete es. Beides reichte.

Er arbeitete schneller.

Die dritte Quelle war keine offizielle Genealogie, sondern ein juristischer Randfall aus einem Erbprozess, den niemand vollständig geführt hatte, weil der Hauptanspruch kurz vor der öffentlichen Verhandlung entfiel. Entfiel. Auch so ein Wort.

Darin tauchte die getilgte Linie noch einmal auf, nicht mit vollem Namen, aber mit einem Verweis auf weibliche Vorrangstellung und fragliche Todesumstände im Hausbezirk.

Fragliche Todesumstände.

Sario schloss die Augen.

Nicht weil er überrascht war. Sondern weil sich nun endgültig ein Bild ergeben hatte, das mehr wog, als er tragen konnte. Haus di Torre hatte nicht bloß Namen bereinigt. Es hatte eine Erbfolge gewaltsam verschlossen und das Begräbnis so geführt, dass es später aus der lesbaren Ordnung herausfiel.

Das war keine kleine Schande.

Das war Material für einen Sturz. Oder für eine lange, teure Erpressung. Je nachdem, wer zuerst bezahlte.

Er dachte an Elaria di Torre. An ihre kontrollierte Kälte im Archiv. An die Art, wie sie Fragen nicht beantwortet, sondern eingemauert hatte. Er dachte auch an Narebion, den Marbogeweiheten, der einmal im Universitätsgang mit ihm gesprochen hatte, als wäre Wissen nicht bloß Ware, sondern manchmal Rettung. Ein törichter Mann vielleicht. Aber törichte Männer waren nicht immer die schlechtesten.

Sario fluchte leise.

Er wollte nicht zwischen Moral und Gläubigern stehen. Er wollte Geld, Ruhe und einen Schlafplatz, an dem nachts keiner an die Tür schlug.

Stattdessen saß er auf einer Wahrheit, die bereits mehrere Hände suchten.

Er nahm ein dünnes Blatt Kopierpapier hervor.

Nur ein einziges, sagte er sich.

Nur die entscheidenden Stellen. Für den Fall, dass das Original verschwand. Für den Fall, dass er morgen leugnen musste, je etwas gesehen zu haben. Für den Fall, dass Wahrheit später teurer wurde.

Er begann sauber zu schreiben.

Nicht hastig. Das wäre zu auffällig gewesen. Zeile für Zeile übertrug er die entscheidenden Vermerke, verkürzt, aber präzise genug: getilgte Nebenlinie, Bereinigung des Erbes, außergewöhnliche Ruhelegung unter Hausrecht, keine öffentliche Aufbahrung, spätere Tilgung aus gängigen Fassungen.

Kein voller Name.

Noch immer nicht.

Als er fertig war, las er die Abschrift einmal durch und merkte, dass seine Hände zitterten.

„Idiot“, sagte er zu sich selbst.

Er fertigte eine zweite Kopie an.

Das war der eigentliche Fehler.

Nicht, weil zwei Blätter schlimmer waren als eins. Sondern weil der zweite Bogen keine Sicherung mehr war. Er war bereits Ware. Selbst wenn Sario das Wort noch nicht laut dachte.

Er faltete beide eng zusammen. Eine Abschrift schob er in das Innenfutter seiner Tasche. Die andere glitt in die schmale Holzröhre, die er sonst für private Notizen benutzte. Danach versiegelte er die Rolle nicht. Ein versiegeltes Ding wurde bei Kontrollen geöffnet. Ein beiläufiges blieb eher liegen.

Aus dem Korridor hörte er Stimmen.

Nicht laut. Gerade deshalb gefährlicher.

Sario legte rasch die Originale zurück, in falscher Ruhe, in korrekter Reihenfolge. Dann nahm er zwei harmlose Listen obenauf, als habe er den ganzen Vormittag nur Besitzverteilungen studiert.

Die Stimmen kamen näher.

Einer sagte: „Er ist noch hier.“

Der andere antwortete nicht.

Sario stand auf, zu schnell, und stieß beinahe den Tintenstein um. Er fing ihn im letzten Moment. Schwarze Tropfen spritzten auf den Tisch. Einer landete auf dem Wort Hausrecht und fraß sich langsam in die Faser.

Passend, dachte er dumpf.

Dann verließ er das Magazin nicht durch den Hauptgang, sondern durch den niedrigen Seitenausgang zu den alten Treppen, die hinunter zum nördlichen Hof führten. Halb Universität, halb Lagerweg, von Dozenten gemieden, von Leuten wie ihm benutzt, wenn sie nicht gesehen werden wollten.

Draußen im Hafenviertel war die Luft schmutzig warm.

Fisch, Teer, Abwasser, Gewürze, Menschen. Al'Anfa schlug ihm sofort in den Hals. Karren rumpelten über Stein. Sklavenketten klirrten irgendwo aus einer Seitengasse. Ein Händler stritt mit einem Matrosen um verdorbene Ware. Alles normal. Alles nur einen Atemzug davon entfernt, zur Gewalt zu kippen.

Sario zog die Schultern hoch und bog in eine schmale Gasse ein, die ihn schneller zur Oberstadt bringen sollte.

Dort wartete bereits jemand.

Nicht Varro selbst. Dafür war der Mann zu sauber. Aber sauber auf jene Art, die nur Leute aufbrachten, die für andere drohten. Dunkler Wams, kein Wappen sichtbar, Hände frei, Blick wach.

„Belthas.“

Sario blieb stehen. Nicht aus Mut. Weil Weglaufen lächerlich gewesen wäre.

„Ich habe es eilig.“

„Das sagen Gelehrte immer, wenn sie etwas gefunden haben.“

Der Mann lächelte nicht. Hinter ihm trat ein zweiter aus dem Schatten. Jünger, breiter, schweigsam. Schlechter.

„Man interessiert sich für deine Arbeit.“

„Die Universität interessiert sich selten für meine Arbeit.“

„Heute nicht die Universität.“

Sario tastete unwillkürlich nach seiner Tasche. Zu hoch. Zu sichtbar. Fehler.

Der erste Mann sah es sofort.

„Da also.“

Sario brachte ein trockenes Lachen hervor. „Nur Listen.“

„Dann zeig sie.“

„Ich arbeite für mehrere Auftraggeber.“

„Noch.“

Das Wort blieb zwischen ihnen hängen wie ein Haken.

Sario dachte fieberhaft nach. Nicht schnell genug. Die Gasse war eng. Zu eng zum Rennen. Zu offen für ein Messer. Zu öffentlich für einen offenen Mord am hellen Mittag, aber nicht öffentlich genug, um Hilfe zu garantieren. Menschen in Al'Anfa sahen weg, wenn sie klug waren.

„Ich verkaufe nichts auf der Straße“, sagte er.

Der zweite Mann machte einen Schritt vor. „Du verkaufst, wenn man bezahlt.“

„Vielleicht.“

„Dann nenne den Preis.“

Das war der gefährlichste Moment. Geld nannte Möglichkeiten echt. Schweigen machte sie nur unklar.

Sario spürte die beiden Abschriften wie glühende Splitter an seinem Körper. Rettung und Erpressungsmaterial zugleich. Genau das war das Problem. Genau deshalb war das Wissen plötzlich größer als er.

„Nicht hier“, sagte er.

Der erste Mann sah ihn lange an. Dann nickte er. „Klug. Heute Abend, dritte Stunde nach Sonnenuntergang, beim alten Lagerhaus am Nordkai.“

„Wer schickt euch?“

„Jemand, der besser zahlt als Gewissen.“

Damit traten sie beiseite.

Sario ging weiter, kontrolliert, nicht zu schnell. Erst an der nächsten Ecke merkte er, dass sein Rücken nass war.

Er hätte die Abschriften nun vernichten können.

Er hätte sie direkt zu Elaria bringen können.

Er hätte Narebion suchen können.

Stattdessen bog er nicht zur Residenz ab, sondern zum Mietshaus, in dem er ein schmales Zimmer hielt, um die Papiere besser zu verstecken.

Schon auf halbem Weg wusste er, dass das ebenfalls ein Fehler war.

Aber es war der Fehler eines Mannes, der glaubte, man könne Wahrheit gleichzeitig als Erlösung und als Reservegeld aufbewahren.

Über den Dächern kreischten Möwen.

Tief in seinem Gedächtnis, oder nur in seiner Nervosität, meinte Sario einen Glockenton darunter zu hören.

Nur einmal.

Dann war er wieder Stadt. Doch der Gedanke blieb:

Die Wahrheit existierte jetzt doppelt.

Und genau dadurch war sie gefährlicher geworden.

Am Abend starb Corvel im nördlichen Krankenzimmer.

Nicht plötzlich. Nicht gnädig. Sondern in jener langsamen, beleidigenden Weise, in der ein Körper erst lange kämpft, nur um dann doch unter etwas zu zerbrechen, das niemand im Raum benennen will.

Das Zimmer lag im oberen Dinertrakt, fern genug von den repräsentativen Räumen, dass ein Stöhnen nicht bis in den Vorhof drang. Die Fensterläden waren geschlossen. Drei Lampen brannten. Trotzdem wirkte alles zu dunkel. Als habe die Feuchtigkeit, die inzwischen selbst in die Mauerritzen gekrochen war, auch das Licht stumpf gemacht.

Corvel lag auf der schmalen Liege, die Decke bis an die Hüften zurückgeschlagen. Seine Hände ruhten nicht still. Sie arbeiteten. Unablässig. Über das Laken, über die Holzlehne, gegen die Luft, als suchten die Finger etwas, das nur sie spürten. Unter jedem Nagel stand nun schwarzes Blut, in dicken, glänzenden Rändern. Die Fingerkuppen waren aufgeplatzt. An den Gelenken klebte dunkler Schorf. Jedes Mal, wenn er die Hände krümmte, öffneten sich die Risse wieder.

Sabra stand am Fußende.

Sie hatte seit Mittag kaum gesprochen. Das machte sie gefährlicher als Zorn. Ihre Arme waren vor der Brust verschränkt, der Blick auf Corvel gerichtet, ohne Mitleid und ohne Grausamkeit. Eher wie auf ein Tier, das man schon zu oft sterben sehen musste, um den eigenen Schmerz noch jedes Mal zuzulassen.

Raciano Merbal stand auf der anderen Seite der Liege und murmelte Gebete, die inzwischen mehr nach Anstrengung als nach Glauben klangen. Immer wieder tunkte er zwei Finger in Schlaföl, zeichnete Borons Zeichen auf Stirn, Brust, Handgelenke

des Sterbenden, und jedes Mal verschmierte das Öl sich mit Fieber und schwarzem Blut zu etwas Trübem.

Narebion war trotz Verbots gekommen.

Elaria hatte ihn nicht rufen lassen. Natürlich nicht. Aber er stand nun doch im Raum, dicht bei der Wand, stiller als sonst, mit diesem angespannten Gesichtsausdruck eines Mannes, der zu viel erkennt und zu wenig beweisen kann. Gerade deshalb war seine Anwesenheit unerträglich.

Elaria di Torre selbst blieb nahe der Tür.

Nicht, weil sie sich fürchtete, näher heranzugehen. Sondern weil alle anderen im Raum wissen sollten, dass sie noch immer den Abstand bestimmte. Herrschaft war manchmal nichts als die Wahl des Platzes, an dem man stand, während andere zerfielen.

Corvel schlug die Augen auf.

Sie waren gerötet und feucht, doch der Blick darin gehörte noch ihm. Für einen Augenblick jedenfalls.

„Herrin“, krächzte er.

Elaria trat einen Schritt vor. Nur einen. „Sprecht.“

„Ich hab... nichts getan.“

„Ich weiß.“

Das war eine Lüge, aber eine milde. Vielleicht die erste des Tages, die nicht nur dem Haus diente.

Corvel atmete stoßweise. „Es... geht unter die Nägel. Erst kalt. Dann hört man’s.“

Narebion hob den Kopf. „Was hört Ihr?“

Raciano warf ihm einen giftigen Blick zu. „Lasst ihn sterben, ohne ihm noch Bilder zu geben.“

„Ich gebe ihm keine. Sie sind schon da.“

Corvel begann zu weinen, ohne dass sein Gesicht sich veränderte. Nur Wasser lief ihm aus den Augenwinkeln in die Schläfen. „Die Glocke“, flüsterte er. „Immer versetzt. Erst links. Dann hinten. Dann im Stein.“

Sabra schloss für einen Moment die Augen.

Elaria merkte das. Sie merkte inzwischen alles. Die kleinen Erschöpfungen. Die heimlichen Flüche. Die Blicke, in denen Diener bereits kalkultierten, was aus einem Haus wurde, wenn die Toten anfangen, bessere Zeugen zu sein als die Lebenden.

Corvels rechte Hand hob sich ruckartig vom Laken.

Raciano griff danach. „Nein.“

Zu spät.

Die Finger fanden die Wand neben der Liege. Nicht tastend. Wissend. Mit den geschwärzten Nägeln begann Corvel über den Putz zu kratzen. Langsam zuerst, als müsse er durch Widerstand hindurch eine Form wiederfinden. Weißer Kalk rieselte. Schwarze Linien blieben zurück. Das Geräusch war leise, aber schneidend. Wie Zähne an Knochen.

Sabra machte einen Schritt vor. „Haltet ihn.“

„Nein“, sagte Narebion sofort.

Elaria fuhr zu ihm herum. „Ihr habt hier nicht zu befehlen.“

„Dann seht wenigstens hin.“

Sie hasste, dass er recht hatte.

Corvel kratzte weiter. Sein Atem rasselte. Die Finger hinterließen einen ersten Buchstaben. Dann den zweiten. Jeder Strich kostete ihn sichtbar Kraft. Blut schmierte die Kanten der Zeichen. Er schüttelte den Kopf, als lausche er auf Korrekturen aus einer anderen Richtung.

Raciano packte ihn nun doch am Arm. „Genug!“

Corvel schrie.

Nicht laut. Nur dünn, heiser, vollkommen menschlich. Ein Laut der klar machte, dass hier kein besessener Wahn mehr sprach, sondern ein Körper, der von innen gegen etwas Fremdes verlor.

„Nicht anfassen!“, fauchte Narebion.

Raciano ließ ihn los, mehr aus Schreck als aus Einsicht.

Die halbe Inschrift stand nun an der Wand. Wieder derselbe Name. Nicht vollständig. Noch nicht. Aber genug, um ihn zu erkennen.

Elaria spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Es war etwas anderes, den Namen in Staub oder Stein zu sehen. Hier, neben dem Bett eines Sterbenden, zwischen Gebet und Lampenöl, bekam er etwas Persönliches. Etwas fast Beleidigtes.

„Sprecht ihn nicht aus“, sagte sie.

Niemand antwortete.

Corvel begann erneut zu kratzen. Schneller jetzt. Zu schnell für einen Mann, dessen Puls bereits aus dem Hals flatterte. Seine Nägel brachen dabei weiter ein. Schwarzes Blut zog sich in Fäden über den Putz. Als der letzte Buchstabe stand, sackte seine

Schulter ein, doch die Finger arbeiteten noch immer, ziellos, fahrig, als müssten sie gleich darunter etwas Zweites schreiben.

Dann stockte er.

Sein Kopf hob sich.

Er sah nicht die Wand an. Nicht Elaria. Nicht Raciano.

Er sah Narebion an.

„Zu spät“, sagte er mit fremder Stimme.

Die Stimme war weiblich. Alt. Feucht. Und sie kam nicht so tief wie bei Tero aus dem ganzen Körper, sondern höher, näher am Mund, als trüge Corvel sie nur noch als letzten Befehl hinaus.

Narebion erbleichte sichtbar.

Elaria sah es. Sabra auch.

„Wer?“, fragte Narebion, und es war vielleicht die dümme Frage, die er an diesem Abend hätte stellen können. Aber sie kam aus ihm heraus, zu schnell, zu nackt, als wäre er für einen Herzschlag nicht mehr Geweihter, sondern bloß ein Mann, der seine alte Schuld wiederkehren sah.

Corvels Mund verzog sich.

„Du weißt es besser“, sagte die Stimme.

Dann kam Blut.

Nicht schwallartig. Nicht theatralisch. Es sickerte ihm aus der Nase, erst dunkelrot, dann fast schwarz. Ein dünner Faden über die Oberlippe, ein zweiter aus dem Mundwinkel. Corvel würgte, als wolle er es zurückschlucken. Es lief trotzdem.

Sabra trat an die Liege. „Raciano.“

Der Kaplan hob bereits beide Hände zu einem letzten Gebet. Seine Stimme zitterte nun offen. „Boron, nimm diesen Leidenden—“

„Nein“, sagte Narebion.

Wieder dieses Nein. Zu spät. Zu hart. Zu wahr.

Raciano drehte sich halb zu ihm. „Ihr werdet ihn nicht auch noch in Marbos Namen—“

„Ich will keine Liturgie. Ich will, dass ihr endlich begreift, dass das hier kein göttlicher Übertritt ist, sondern eine festgehaltene Schuld, die von Körper zu Körper greift!“

„Genug!“, schnitt Elaria dazwischen.

Corvel schlug plötzlich die Augen weit auf.

Jetzt war darin niemand mehr.

Oder schlimmer: zu viele Andeutungen von jemandem, der nicht in ihn gehörte. Seine Finger krampften sich ein letztes Mal in das Laken. Dann lösten sie sich. Langsam. Einer nach dem anderen. Wie ein Mann, der eine Kante loslässt und weiß, dass darunter nichts ist.

Er starb ohne weiteren Laut.

Racianos Gebet brach mitten im Satz ab.

Niemand im Raum bewegte sich sofort.

Das war der schlimmste Augenblick. Nicht der Tod selbst. Sondern diese unbewegliche Sekunde danach, in der alle begriffen, dass sie ihn nicht verhindert hatten und dass das Haus

nun einen ersten Toten dieser Art zählte. Nicht im Archiv. Nicht in alten Lücken. Sondern hier. Heute. Unter ihren Augen.

Sabra zog die Decke über Corvels Hände, aber nicht über sein Gesicht.

Elaria konnte nicht sagen, ob es Respekt war oder ob Sabra wollte, dass jemand ihn ansah und sich schämte.

Narebion ging zur Wand.

Raciano stellte sich ihm in den Weg. „Nicht.“

„Dann lest wenigstens.“

Die beiden Männer standen nun beinahe Stirn an Stirn. Zwei Kultformen, zwei Deutungen, zwei Arten von Feigheit vielleicht. Elaria hasste beide in diesem Augenblick, weil sie nicht halfen.

„Zurück“, sagte sie.

Sie gehorchten. Widerwillig.

Elaria trat selbst an die Wand.

Die Schrift war unregelmäßig, blutig, an manchen Stellen tief genug, um den Putz bis auf den Stein zu öffnen. Der Name stand vollständig da. Unter ihm, kaum begonnen, ein zweiter Ansatz. Nur zwei Striche. Als hätte Corvel im Sterben noch etwas ergänzen sollen und die Kraft habe nicht gereicht.

Sie wusste, dass Narebion hinter ihr darauf wartete, sprechen zu dürfen. Sie wusste auch, was er sagen würde: offene Benennung, Zeugen, Wahrheit, vielleicht Öffnung. Und sie wusste, dass er in der Sache vermutlich recht hatte.

Gerade deshalb konnte sie es nicht zulassen.

„Niemand sieht diese Wand außer uns“, sagte sie.

Sabra hob langsam den Kopf. „Es sind schon zu viele.“

„Dann werden es nicht mehr.“

Raciano fand als erster seine Amtssprache wieder. „Der Raum wird versiegelt. Der Leichnam vorbereitet. Offizielle Ursache: Fieberdurchbruch und selbstzugefügte Verletzung im Delirium.“

Narebion lachte auf. Ein einziges, erschöpftes, fast angewidertes Geräusch. „Ihr wollt das jetzt wirklich noch so nennen?“

Raciano antwortete nicht ihm, sondern Elaria: „Wenn das Haus noch eine Form behalten soll, dann jetzt.“

Elaria sagte nicht sofort ja.

Aber sie sagte auch nicht nein.

Das reichte.

Narebion sah sie an, und in seinem Blick stand kein Zorn zuerst. Sondern Enttäuschung. Schlimmer. Zorn konnte man bekämpfen. Enttäuschung blieb wie Schmutz in einem Saum hängen.

„Ein Mann ist tot“, sagte er. „Und der Name steht schon wieder an eurer Wand. Wie viele braucht ihr noch?“

Elaria drehte sich zu ihm um. „Wie viele braucht Ihr, bis Ihr endlich mit halber Gewissheit aufhört, hier alle gegen mich aufzubringen?“

„Halbe Gewissheit?“ Seine Stimme wurde plötzlich leiser. „Ich habe die Frau hinter der Mauer gesehen.“

Sabra zuckte sichtbar.

Raciano schloss für einen Moment die Augen, als sei allein diese Erwähnung schon Verrat.

Elaria hielt Narebions Blick fest. „Und dennoch habt Ihr nichts in der Hand, was ich einem Tempelrichter vorlegen könnte, ohne mein Haus dem ganzen Silberberg zum Fraß vorzuwerfen.“

„Dann tut es selbst.“

„Nein.“

Der Satz kam sofort. Glatt. Kalt. Fertig.

Zu schnell.

Alle im Raum hörten es.

Sabra sah weg. Raciano atmete auf, zu unmerklich für einen Außenstehenden, aber nicht für Elaria. Narebion blieb reglos stehen. Nur sein Kiefer spannte sich.

Da war er also, der eigentliche Bruch des Abends.

Nicht Corvels Tod.

Sondern dass zwei Menschen, die beide längst wussten, wohin es führen musste, sich nun offen gegeneinanderstellten, weil Wahrheit für den einen Rettung und für die andere Vernichtung bedeutete.

Elaria ging zur Tür. „Narebion bleibt bis auf Weiteres aus den inneren Krankenzimmern fern.“

Sabra hob den Kopf. Raciano ebenfalls.

Narebion sagte nichts.

Das war fast schlimmer als Widerspruch.

„Ihr hörtet mich“, sagte Elaria.

Er nickte langsam. „Ja.“

„Ihr mischt Euch nicht weiter ohne mein Wort ein.“

„Nein“, sagte er.

Sie stutzte.

Dann begriff sie. Er hatte ihr nicht gehorcht. Er hatte ihr widersprochen. Leise. Endgültig.

Sabra trat zwischen sie, ehe das Wort darüber offen brechen konnte. „Der Leichnam kühlt nicht für unsere Streitigkeiten.“

Ein harter, vernünftiger Satz. Gerade deshalb wirkte er.

Raciano wandte sich wieder dem Toten zu. Hände, Öl, Tuch, Gebet. Routine gegen Grauen.

Elaria blieb noch einen Moment in der Tür stehen und sah zurück.

Corvel lag nun still. Zu still. Die blutige Schrift an der Wand glänzte im Lampenlicht. Narebion stand mit dem Rücken halb im Schatten, aus dem Gesicht genommen von etwas, das tiefer ging als bloße Angst: der wiederkehrenden Gewissheit, einst schon einmal zu spät gewesen zu sein.

Und da wusste Elaria, dass sie ihn nun isolieren musste.

Nicht weil er unrecht hatte.

Sondern weil er begann, zu recht vor den Falschen zu haben.

In der Nacht roch die Hauskapelle nach zu viel Weihrauch.

Nicht nach Andacht. Nach Überdeckung.

Der Rauch hing tief unter dem Gewölbe und sammelte sich in grauen Schichten über den schwarzen Steinplatten, als wolle er die Wände selbst unsichtbar machen. Doch die feuchten Salzringe waren noch da. Mehr noch: Sie hatten sich ausgebreitet. Nicht weit. Nur genug, um zu zeigen, dass sie während des Tages weitergewachsen waren. Um die Ahnennische herum glänzten jetzt drei neue, blasse Ränder, und aus einer Fuge unter dem Boronbild perlte Feuchtigkeit auf den Sockelstein.

Elaria di Torre stand vor dem Altar und hielt die Hände ineinander verschränkt, damit niemand sah, wie fest sie die Finger in die eigenen Knöchel grub.

Dies war die Lösung, sagte sie sich.

Nicht Wahrheit. Nicht Öffnung. Nicht öffentliche Demütigung.

Eine saubere, offizielle Bannung. Unter borongefälliger Form. Unter Racianos Aufsicht. Mit Zeugen des Hauses, aber ohne Zeugen von draußen. Stark genug, um das Gerede zu schneiden. Sichtbar genug, um Gehorsam zurückzubringen. Kurz genug, um keine Fragen zu nähren.

Es musste genügen.

Raciano Merbal hatte den Altar bereits vorbereitet. Schwarzes Tuch, drei Ölschalen, ein Bronzeteller mit Schlafsatz, zwei versiegelte Ampullen, Gebetsband, Totenwasser, ein kleines Messer mit stumpfer Klinge für den symbolischen Schnitt durch falsche Bindung. Alles ordentlich. Alles richtig. Gerade deshalb wirkte es auf Narebion beinahe beleidigend.

Der Marbogeweihete stand im Seitenschatten der Kapelle, dorthin gedrängt durch Elaria und durch Racionos offenen Widerwillen. Er hätte gar nicht hier sein sollen. Elaria hatte ihn aus den inneren Krankenzimmern gewiesen. Doch als Raciono auf einer formalen Bannung bestanden hatte, hatte sie ihn nicht ganz fernhalten können. Vielleicht, weil ein Teil von ihr noch sehen wollte, wie er irrte. Vielleicht, weil ein anderer Teil fürchtete, er könne recht behalten und sie müsse es wenigstens erlebt haben.

Sabra stand näher an der Tür, schwer, still, graues Gesicht, die Augen auf allem zugleich. Hinter ihr zwei Wachen. An der Seitenwand die junge Dienerin Ilanda, die seit dem Nachmittag nicht mehr gesprochen hatte. Ihr Mund war heil. Ihre Zunge auch. Und doch kam kein Laut aus ihr. Sie war der zweite Körper, den das Haus nun mit Schweigen bezahlte.

Raciono hob die Hände.

„Boron, Herr des Schlafs und des letzten Schweigens,“ begann er, „sieh auf dieses Haus und trenne Unordnung von Ruhe, Lästerung von Wahrheit, rastlose Einwirkung von der geheiligten Stätte der Ahnen.“

Narebion schloss kurz die Augen.

Elaria bemerkte es. „Sprecht jetzt nicht dazwischen.“

„Ich habe noch gar nicht gesprochen.“

„Dann bleibt dabei.“

Raciono warf beiden einen Blick zu, in dem Dank und Verachtung gleichzeitig lagen. Dann setzte er das Gebet fort. Seine Stimme war diesmal stärker als am Abend bei Corvels Bett. Vielleicht brauchte er Publikum. Vielleicht war Liturgie für ihn leichter, solange man sie noch als Herrschaft lesen konnte.

Er streute einen Kreis aus Schlafsatz um den mittleren Stein der Kapelle. Die Körner glitzerten im Ölschein. Dann goss er Totenwasser in dünner Linie über die Schwellenfugen und zog mit dem stumpfen Ritualmesser ein halbes Rad, das Boronszeichen, in den Rauch über dem Altar.

Nichts geschah.

Elaria merkte, wie ihre Schultern sich ein wenig lösten. Vielleicht zu früh. Vielleicht menschlich.

Raciano sprach weiter, lauter nun, und ließ eine der Ampullen aufbrechen. Dunkles Öl rann in die Schale, dick und glänzend. Der Geruch wurde schwerer, süßlicher, fast narkotisch. Ilanda an der Wand schwankte leicht. Sabra streckte instinktiv die Hand nach ihr aus, zog sie dann aber wieder zurück, als wolle sie nicht noch einen Körper in den Mittelpunkt rücken.

Narebion sagte leise: „Das ist die falsche Achse.“

Raciano ignorierte ihn.

„Die Bindung sitzt nicht auf der Kapelle allein“, fuhr Narebion fort. „Sie sitzt auf Schuld, Ort und Name. Wenn Ihr nur den Ort drückt, drückt Ihr sie ins Haus zurück.“

„Schweigt“, sagte Elaria.

„Nein.“

Nur das eine Wort. Nicht laut. Aber es fiel schwer genug, dass selbst die Wachen zur Seite blickten.

Raciano hob nun die Ölschale und trug sie, Schritt für Schritt, um den Altar herum. Mit jedem Schritt sprach er eine Formel gegen unberufene Rückkehr. Gegen falsche Stimme. Gegen

Grabverletzung. Gegen dämonische List. Alles sauber. Alles liturgisch brauchbar. Alles am Kern vorbei.

Narebion trat aus dem Schatten. Impulsiv. Natürlich.

„Ihr nennt die falsche Schuld.“

Raciano fuhr herum. „Und Ihr habt hier nichts zu nennen!“

„Doch. Weil Ihr es wiederholt falsch bindet!“

Elaria ging dazwischen. Nicht ganz körperlich, aber mit ihrer Stimme. „Genug. Das Ritual wird beendet.“

„Dann beendet Ihr das Haus“, sagte Narebion.

Sabra schloss die Augen für einen Moment. Da war es wieder: dieser eine Satz, der zu wahr war, um in einem Raum voller Herrschaft fallen zu dürfen.

Raciano ließ sich nicht unterbrechen. Vielleicht aus Frömmigkeit. Vielleicht aus Panik. Vielleicht, weil er in genau diesem Moment verstand, dass sein ganzes Amt nur noch solange trug, wie diese Form noch nicht offen als Lüge zusammenbrach.

Er stellte die Schale auf den Altar, nahm das stumpfe Messer und zog die Klinge durch den Rauch. Einmal. Zweimal. Beim dritten Mal flackerte die linke Grablampe.

Dann die rechte.

Dann alle zugleich.

Ilanda machte ein kleines, ersticktes Geräusch. Nicht Sprache. Nur blanke Angst.

Die Totenglocke schlug.

Ein einziger Schlag zuerst, tief und voll, so nah, dass das Bronzetellerchen mit dem Salz vibrierte.

Sabra fuhr herum. Einer der Wächter schlug das Boronszeichen hektisch und falsch. Elaria spürte den Ton bis in die Zähne.

„Nicht aufhören!“, zischte sie Raciano zu.

Er tat das Falsche.

Er gehorchte.

Statt abubrechen, hob er die Stimme noch höher, fast trotzig jetzt, und sprach die Bannformel zu Ende. Dabei nahm er das Öl und spritzte es in vier Richtungen auf Wände, Altar und Schwelle.

Die Glocke schwieg.

Einen Herzschlag lang herrschte Stille.

Eine echte, dichte Stille, so plötzlich, dass Elaria beinahe schwindlig wurde. Der Rauch hing reglos. Die Lampen beruhigten sich. Selbst die Feuchtigkeit an den Wänden schien stillzustehen.

Raciano senkte langsam die Hände.

„Ihr seht“, sagte er, heiser, aber triumphierend genug, um daraus schon Wahrheit zu formen. „Es bricht.“

Elaria atmete einmal aus.

Zu früh.

Narebion bewegte sich nicht. Genau das beunruhigte sie. Er hatte nicht widersprochen. Nicht sofort. Er stand nur da und starrte auf die Bodenfugen vor dem Altar.

Sabra sah es ebenfalls. „Was ist?“

Narebion antwortete nicht mit Worten. Er zeigte nur.

Zwischen den Fugen des schwarzen Steins quoll Nässe hervor.

Nicht schlagartig. Langsam. Geduldig. Dünne Linien zuerst, grau und salzig, die sich an den Kanten sammelten und dann in die Kapelle hinausliefen. Unter Elariahs Augen kroch Grabfeuchte aus dem Altarbereich, über die Schwelle der Ahnennische, weiter den Mittelgang entlang. Dort, wo Racionos Salzkreis gelegen hatte, wurden die Körner dunkel und sanken zusammen.

Ilanda hob beide Hände an den Hals.

Sabra war mit zwei Schritten bei ihr. „Was ist?“

Das Mädchen öffnete den Mund.

Kein Laut kam.

Stattdessen rann Speichel aus dem linken Mundwinkel, und ihre Lippen formten ein stummes Wort, immer wieder, immer schneller. Sabra packte sie an den Schultern. „Sprich!“

Nichts.

Narebion sagte leise, mit jener müden Gewissheit, die schlimmer war als jedes Triumphgefühl: „Sie hat es verlagert.“

„Unmöglich“, presste Raciono hervor.

„Ihr habt die Kapelle nicht gereinigt. Ihr habt sie geöffnet.“

Elaria trat an Ilanda heran. Das Mädchen zitterte am ganzen Leib, die Augen weit, flehend. Dann griff sie mit beiden Händen nach Sabras Ärmel und zeigte auf den Torbogen zum Seitengang.

Dort stand Wasser auf dem Boden.

Nein. Nicht Wasser. Grabfeuchte, schlierig, dunkel, mit salzigen Rändern. Sie war nicht in die Kapelle hinein-, sondern aus ihr hinausgelaufen. Unter der Tür hindurch. In den Korridor. Weiter ins Haus.

Der zweite Wächter fluchte jetzt offen. „Sie läuft.“

Niemand tadelte ihn.

Raciano trat vom Altar zurück, als habe ihn etwas gestoßen. Sein Gesicht war aschfahl geworden. „Das ist eine Gegenwehr. Ein letztes Aufbäumen. Wir müssen den Kreis erneuern.“

„Nein“, sagte Narebion.

„Ihr wagt—“

„Nein!“ Diesmal lauter. Schärfer. Fast ein Schrei. „Ihr habt die Bindung vom Ort gelöst und an die Residenz verteilt. Hört endlich auf, an Formen herumzuschneiden, die auf Lügen stehen!“

Elaria drehte sich zu ihm um. „Und was wäre Eure Antwort? Die Gruft öffnen? Den Namen nennen? Die Schande auf den Vorplatz tragen?“

„Ja.“

Das Wort traf den Raum wie ein Schlag.

Raciano machte ein Geräusch zwischen Empörung und echter Furcht. Sabra sah nur Elaria an. Nur sie. Nicht Narebion. Nicht die Wachen. Nicht den Kaplan. Als wäre jetzt allein noch wichtig, wie weit Elaria bereit war, sich selbst in diese Lüge einzumauern.

Elaria spürte, dass alle warteten.

Nicht auf Wahrheit. Auf Entscheidung.

Also traf sie eine.

„Die Bannung gilt“, sagte sie.

Narebion starrte sie an. „Ihr seid blind.“

„Nein. Ich bin verantwortlich.“

„Das verwechselt Ihr ständig.“

Raciano fing sich an dieser Härte wieder auf. „Das Mädchen wird isoliert. Der Gang ebenfalls. Niemand verlässt seinen Bereich, bis die Feuchte eingedämmt ist.“

„Eingedämmt?“ Narebion machte einen Schritt auf ihn zu. „Ihr wollt nasse Wände absperren, als wären sie Gerücht?“

Ilanda würgte plötzlich. Sabra riss sie herum, und auf den Steinboden fiel kein Erbrochenes, sondern ein dünner Faden schwarzen Speichels. Wenig nur. Aber genug.

Sabra erstarrte.

„Nein“, sagte sie.

Es war das erste Wort von ihr seit Langem, das ganz ohne Gehorsam kam.

Elaria sah auf den schwarzen Faden am Boden, dann auf Ilandas angsterfüllte Augen, dann auf die feuchte Spur, die bereits in den Wohntrakt hinauslief.

Da war die Wahrheit ihres Fehlers, konkret und ekelhaft klein: Die Glocke schwieg, ja. Aber nur, weil das Haus nun selbst zu läuten begann.

„Bringt sie weg“, sagte sie.

Sabra sah sie an, als wolle sie etwas sagen, das nicht mehr in ein Haus dieser Art passte. Dann packte sie Ilanda fester und zog sie vom Altar fort.

„Wohin?“

Elaria antwortete zu schnell. „In die Nordkammern. Nicht in die unteren Schlafsäle.“

Wieder ein Fehler. Wieder Schutz des Namens vor Schutz der Schwachen.

Narebion lachte nicht. Er schüttelte nur den Kopf. Langsam. Müde. „Ihr lernt nichts.“

„Und Ihr haltet Euch für den einzigen Mann im Haus, der leiden darf.“

Der Satz war ungerecht. Deshalb traf er.

Narebions Gesicht zuckte. Nur kurz. Aber Elaria sah, dass sie eine alte Wunde gefunden hatte, ohne zu wissen, wie tief sie ging.

Raciano nutzte den Augenblick. „Die Kapelle wird versiegelt. Ab sofort. Niemand außer mir betritt sie.“

„Nein“, sagte Narebion. „Wenn Ihr sie jetzt verschließt, arbeitet die Feuchte blind weiter.“

„Dann eben blind“, sagte Elaria.

Jetzt war es gesagt.

Nicht nur die falsche Zwischenlösung. Sondern ihre bewusste Verteidigung.

Sabra führte Ilanda schon zur Tür. Das Mädchen stolperte, fing sich, blickte noch einmal zurück auf den Altar, als stehe dort etwas, das nur sie sah. Aus ihrem offenen Mund kam noch immer kein Ton.

Im selben Moment knackte es im Mauerwerk über der Ahnennische.

Alle blickten hinauf.

Eine feine, dunkle Linie lief durch den Putz. Dann eine zweite. Aus beiden sickerte Feuchtigkeit und zeichnete, langsam und unmissverständlich, zwei halbkreisförmige Ränder an die Wand. Wie neue Salzringe. Höher als zuvor. Weiter im Raum.

Raciano flüsterte ein Gebet.

Narebion nicht.

Er sah nur Elaria an und sagte: „Das war Euer Erfolg.“

Niemand widersprach ihm.

Denn die Glocke schwieg zwar.

Aber irgendwo tief im Haus schlug in genau diesem Augenblick eine Tür von selbst zu, und aus dem Korridor draußen kam der erste Schrei einer Dienerin, die die Grabfeuchte in den Wohnräumen gefunden hatte.

Am folgenden Tag brach die Sache aus dem Haus.

Nicht in einem einzigen Schlag. Eher wie Fäulnis, die durch ein schönes Tuch dringt und plötzlich überall sichtbar wird. Erst war

es nur das Gerücht, dass die Totenmesse im Hausbezirk trotz der unruhigen Nacht stattfinden müsse, damit Ordnung gezeigt werde. Dann kam die Nachricht, dass Raciano darauf bestanden hatte. Dann, dass Elaria zugestimmt hatte, weil ein sichtbarer Ritus besser schien als noch mehr verschlossene Türen.

So sammelten sie sich am späten Vormittag vor der kleinen Begräbniskapelle nahe dem Hausbezirk di Torre.

Der Himmel über Al'Anfa war weiß vor Hitze. Kein Wind. Die Luft stand über dem Pflaster, und trotzdem roch es nach feuchtem Stein. Nach Salz. Nach Grabluft, wo keine hätte sein sollen.

Elaria di Torre stand unter dem schwarzen Baldachin der Hausseite, geschniegelt genug für Öffentlichkeit, schlicht genug für Frömmigkeit. Dunkles Gewand, verhüllte Schultern, keine überflüssige Zier. Nur das Gesicht musste genügen. Fest. Kühl. Kontrolliert. So sah eine Frau aus, die ein Haus hielt, auch wenn darunter schon etwas arbeitete, das nicht gehalten werden wollte.

Neben ihr Raciano, bleich, aber geschniegelt im Amt. Dahinter zwei Wachen. Sabra etwas weiter zurück, bei den Dienern und Trägern, wo ihre Augen besser sahen als jede adlige Würde. Narebion war auch da. Natürlich. Nicht offen an der Hausseite, sondern am Rand der Menge, im Schatten einer Mauer, als Geduldeter unter Geduldeten. Gerade das machte ihn sichtbarer. Sario Belthas stand noch weiter hinten, unter Schreiberleuten und Neugierigen, den Blick zu aufmerksam für einen bloßen Messebesucher.

Die Totenbahre stand bereits vor dem Eingang.

Nicht Corvel. Ein älterer Hausabhängiger, seit zwei Tagen an Fieber verschieden, dessen Begräbnis nun zum öffentlichen Beweis der Normalität dienen sollte. Der Leichnam war

geschniegelt, die Hände auf der Brust gefaltet, das Gesicht mit Öl geglättet, als habe man selbst dem Tod noch Ordnung anlegen wollen.

Raciano hob die Stimme.

„Boron nehme den Schlafenden in seine Stille und halte fern, was ungerufen an Schwellen rührt.“

Die ersten Worte trugen gut. Zu gut. Die Leute hörten zu, aber nicht aus Andacht. Aus Hunger. Nach Abweichung, nach Skandal, nach jenem Moment, in dem ein reiches Haus vor Zeugen falsch atmete.

Elaria sah es in den Gesichtern. Nachbarn aus benachbarten Residenzen, die nur aus Anteilnahme gekommen sein wollten. Dienerschaft anderer Häuser. Tempelnahe Beobachter. Händler, die zufällig in der Nähe zu tun hatten. Niemand war zufällig hier.

Die Messe lief an.

Gebet. Öl. Einfache Totenformel. Stimmen der Antwortenden. Alles noch tragfähig. Fast glaubwürdig.

Dann hörte Elaria die erste Glocke.

Nicht von der Kapelle. Weiter entfernt. Aus einer Seitenstraße vielleicht. Ein einzelner Schlag, dumpf und voll. Manche in der Menge zuckten, andere taten so, als sei nichts geschehen. Raciano sprach weiter.

Ein zweiter Schlag antwortete.

Näher diesmal.

Nicht dieselbe Richtung.

Sabra hob sofort den Kopf. Narebion ebenfalls. Sario trat einen halben Schritt aus dem Schatten, als müsse er besser sehen, was Hören allein nicht mehr reichte.

Raciano stockte nur für den Bruchteil eines Augenblicks. Dann zwang er sich weiter.

„Ruhe den Toten, Blindheit den Lästern—“

Die dritte Glocke schlug.

Diesmal direkt hinter der Kapelle.

Unmöglich.

Die Leute murmelten nun offen. Eine Frau machte das Boronzeichen. Ein alter Träger spuckte auf den Boden. Zwei junge Männer aus einem Nachbarhaus sahen sich an und lächelten nicht, aber ihre Augen wurden hell.

„Weiter“, sagte Elaria leise zu Raciano.

Er tat es.

Natürlich tat er es. Das war das Elend solcher Männer: Wenn die Form zu brechen begann, klammerten sie sich nur härter daran.

Dann schlugen zwei Glocken gleichzeitig.

Eine links vom Vorplatz. Eine aus der Richtung der oberen Gasse. Nicht synchron, sondern versetzt, als riefen sie einander über die Dächer hinweg. Die Menge geriet in Bewegung. Kein Sturm zuerst. Nur dieses unruhige Schwappen menschlicher Körper, wenn aus Beobachtung Angst wird.

„Zurücktreten!“, rief einer der Wachen.

Zu spät.

Der Leichnam auf der Bahre bewegte sich.

Nicht weit.

Nicht bis zum Sitzen.

Nur ein halbes Aufrichten, als ziehe etwas ihn an den Schultern empor. Der Rücken hob sich vom Tuch. Der Kopf fiel zur Seite, dann nach vorn. Die gefalteten Hände lösten sich voneinander und schabten über die Brust.

Für einen Herzschlag war es so still, dass Elaria das Schleifen der Finger hörte.

Dann brach die Menge.

Eine Dienerin schrie auf. Jemand rief „Ahnenzorn!“ Ein anderer „Ketzerrei!“ Von der Seite stieß einer der Träger gegen die Bahre, sprang dann zurück, als hätte sie ihn gebissen. Frauen rissen Kinder weg. Männer drängten übereinander, stolperten, beschuldigten sich gegenseitig, spuckten Namen aus, die sie nicht beweisen konnten.

„Der Marbokult!“

„Die Unteren haben die Toten verdorben!“

„Das Haus di Torre—“

„Nein, der Leichnam lebt!“

„Weg da, weg da!“

Raciano wich einen Schritt zurück. Dann noch einen. Er murmelte nicht mehr liturgisch, sondern wie ein Mann, der plötzlich selbst nicht mehr wusste, welchen Gott er zuerst anrufen sollte.

Elaria blieb stehen.

Es kostete sie alles.

Die Bahre knackte. Der tote Mann hatte sich nun wirklich halb erhoben, den Oberkörper in einem schiefen Winkel, den kein Lebender lange halten konnte. Sein Kopf sackte nach rechts, das geölte Gesicht glänzte stumpf, die Augen blieben geschlossen. Gerade das war das Schlimmste. Kein erwachtes Monster. Kein offenes Wunder. Nur ein Körper, der auf eine beleidigende Weise nicht tot genug blieb.

Narebion war als Erster bei ihm.

Nicht aus Heldenmut. Aus Impuls. Natürlich aus Impuls.

„Nicht anfassen!“, rief Sabra.

Zu spät.

Narebion erreichte die Bahre und hielt inne, nur einen Atemzug vor dem Leichnam. Das war klug. Selten genug bei ihm. Er streckte nicht die Hand aus, sondern blickte auf die Brust des Toten. Auf das Tuch. Auf die feuchte Stelle dort, die erst jetzt sichtbar wurde.

Unter dem schwarzen Totentuch zeichnete sich ein Ring ab.

Feucht. Salzig. Rund.

„Zurück!“, rief er in die Menge. „Nicht den Leichnam, den Raum halten!“

Niemand hörte auf ihn.

Zwei Männer aus dem Publikum packten bereits einen jungen Haussklaven, der zufällig am Rand stand, und schrien ihn als Schuldigen an. Einer schlug ihm mit der flachen Hand ins

Gesicht. Der Junge stürzte. Eine Frau in Trauerkleidung kreischte, die Diener des Hauses hätten die Toten beleidigt. Ein anderer Mann beschuldigte laut die Boronpriester, sie hätten ein unreines Haus gedeckt. Binnen weniger Atemzüge war die Panik nicht mehr nur Furcht. Sie war Anklage geworden.

Sabra warf sich mit vollem Gewicht dazwischen, riss den Sklavenjungen hoch und stieß einen der Angreifer so hart zurück, dass er gegen einen Pfeiler taumelte. „Weg von ihm!“

„Sie bringen den Zorn über uns!“, brüllte der Mann zurück.

„Ihr bringt ihn selbst!“

Elaria stieg nun von ihrem Platz unter dem Baldachin. Eine falsche Bewegung für eine Frau ihres Standes. Zu öffentlich. Zu roh. Doch wenn sie jetzt oben blieb, verloren sie alles.

„Ruhe!“, rief sie.

Ihre Stimme trug noch immer.

Nicht weil sie laut war. Weil Macht in Al’Anfa auch dann erkannt wurde, wenn sie gerade fiel.

Ein Teil der Menge stockte. Ein anderer nicht.

Sario stand noch immer am Rand, blass, mit einem Gesichtsausdruck, als habe er nicht erwartet, dass Wissen so schnell Körper annehmen würde. Als zwei Männer an ihm vorbeidrängten und „unruhige Ahnen“ schrien, wich er nicht sofort zurück. Er sah auf die Bahre, auf Narebion, auf Elaria, und begriff wahrscheinlich, dass die Wahrheit nun gleichzeitig Rettung und Ware geworden war.

Dann schlugen wieder Glocken.

Diesmal drei. Versetzt. Aus verschiedenen Richtungen. Die Kapellenglocke selbst begann mitzuschwingen, obwohl niemand an ihrem Seil war. Jeder konnte es sehen. Das Seil hing ruhig. Die Glocke im kleinen Turm über der Kapelle vibrierte dennoch, und ihr Ton fiel über den Platz wie ein Urteil.

Jemand sank auf die Knie und begann zu beten. Jemand anderes trat ihn im Gedränge beinahe nieder.

Der Leichnam auf der Bahre hob jetzt den Kopf.

Nur ein wenig.

Genug, dass die Kinnspeitze gegen die Brust schlug und wieder hochkam. Dann öffnete sich der Mund. Nicht weit. Gerade weit genug, dass aus ihm ein dünner, schwarzer Speichelfaden auf das Totentuch rann.

Das war der Moment, in dem die Panik wirklich öffentlich wurde.

Nicht mehr Flüstern. Nicht mehr Gedränge.

Flucht.

Menschen drängten gegen den Ausgang zum Vorplatz. Eine ältere Magd stürzte und wurde halb übertreten, ehe Sabra sie am Kragen wieder hochriss. Ein junger Mann zog ein Messer, nicht gegen den Toten, sondern gegen einen Nebenstehenden, den er für einen Ketzer hielt. Zwei Wachen des Hauses gingen dazwischen, zu spät und zu grob, und plötzlich war Gewalt zwischen Lebenden ausgebrochen, weil ein Toter sich falsch verhielt.

Raciano versuchte nun doch ein Bannwort über die Menge zu schreien, aber niemand hörte ihm mehr zu.

Narebion drehte sich zu Elaria um. „Jetzt!“

Er meinte nicht den Leichnam. Nicht die Menge. Sondern die Wahrheit.

Elaria wusste es.

„Nein“, sagte sie.

Auch diesmal.

Vielleicht zum letzten Mal mit solcher Klarheit.

Narebions Gesicht veränderte sich. Kein Bitten mehr. Kein Streit. Nur eine harte, tiefe Abkehr, als falle in ihm etwas aus der Hoffnung in die Pflicht.

„Dann tut es ohne Euch“, sagte er.

Und ehe sie ihn halten oder die Wachen rufen konnte, wandte er sich nicht der Bahre, sondern der Menge zu. Er stieg auf den niedrigen Sockel am Kapelleneingang und rief mit einer Stimme, die jetzt endlich den Klang eines Geweihten trug:

„Hört auf zu greifen, was ihr nicht versteht! Das ist kein Dämon und keine Laune eines Sklaven! Hier wirkt eine gebundene Schuld aus Haus und Gruft—“

Raciano schrie etwas dazwischen. Zu spät.

Der Satz war gefallen.

Nicht vollständig. Noch nicht genug für einen Prozess. Aber genug für Gerücht. Für Nachbarhäuser. Für Tempelohren. Für jede Zunge im Bezirk.

Elaria spürte, wie kalt ihr trotz der Mittagshitze wurde.

Ein Toter auf der Bahre. Glocken ohne Seilzug. Schwarzer Speichel. Ein Marbogeweiheter, der vor Zeugen Haus und Gruft in einem Atemzug nannte.

Das war der Augenblick, in dem das interne Schweigen starb.

Sabra sah es auch. Ihr Blick traf Elaria über das Gedränge hinweg. Kein Vorwurf mehr darin. Eher etwas Schlimmeres: die erschöpfte Gewissheit, dass die Schande nun ohnehin draußen war und alle frühen Grausamkeiten umsonst gewesen sein mochten.

Einer der rivalisierenden Patriziersöhne am Rand lächelte nun wirklich.

Nicht breit.

Nur kurz.

Aber Elaria sah es.

Genauso wie sie sah, dass zwei tempelnahe Beobachter sich bereits zurückzogen, nicht aus Angst, sondern um schneller zu berichten. Sario stand noch immer da, wie festgenagelt zwischen Flucht und Beobachtung, und hielt mit einer Hand unwillkürlich seine Tasche fest.

Die Bahre kippte.

Der Leichnam sank seitlich herab, schlug halb auf das Pflaster und blieb in unnatürlicher Verdrehung liegen. Von den Lippen rann weiter dieser dünne, schwarze Faden. Niemand näherte sich ihm noch.

Die Glocken schwiegen.

Abrupt.

Gerade das machte alles noch schlimmer.

Denn nun blieb nur das Keuchen der Menge, das Wimmern der Verletzten, der Geruch nach Angst, Öl und Grabfeuchte, und die sichtbare Wahrheit, dass viele Menschen gleichzeitig etwas gesehen hatten, das nicht mehr in eine Hausmauer zurückzustopfen war.

Elaria stand mitten darin und wusste:

Ab jetzt war der Makel nicht mehr im Korridor.

Nicht in der Kapelle.

Nicht in der Gruft.

Er stand auf der Straße. Unter Zeugen. Und alle würden ihn weitererzählen.

Unmittelbar nach der Totenmesse wurde das Haus nicht ruhiger.

Es wurde härter.

Noch ehe die letzten Schreie auf dem Vorplatz ganz verklungen waren, schlugen die ersten Befehle durch die Residenz wie verriegelte Türen. Hauswachen liefen. Tempeldiener erschienen. Nicht viele, aber genug, um zu zeigen, dass die Sache nun nicht mehr nur im Namen di Torre gehalten werden konnte. Schwarze Gewänder, versiegelte Stäbe, zwei junge Borondierer mit Wachstafeln, ein älterer Aufseher mit jener nüchternen Grausamkeit im Gesicht, die sich für Ordnung hielt, solange sie Niedrige traf.

Elaria di Torre stand auf dem Vorplatz der Residenz, als die ersten Zugänge versiegelt wurden.

Nicht die große Hauptpforte. Die blieb offen, damit Würde nach außen hin noch wie Herrschaft aussehen konnte. Aber die Seiteneingänge, die Dienergänge, die niedrigen Tore zum Wirtschaftshof, der Zugang zum unteren Schlaftrakt, der Korridor zur Hauskapelle. Überall wurden Wachen gestellt, Seile gespannt, Salzmarken gezogen, Namen notiert.

Raciano Merbal sprach bereits mit dem Tempelaufseher, tief genug, dass die Worte nicht für die Menge bestimmt waren, aber sichtbar genug, dass jeder verstand: Jetzt wurde eine offizielle Linie gebaut.

Sabra kam mit zwei zitternden Küchenmägden aus dem Südgang. Beide waren blass und rochen nach Essig und Angst. Eine hatte noch feuchte Knie vom Sturz im Gedränge. Die andere blickte keinen Menschen mehr an, nur auf ihre eigenen Hände, als rechne sie damit, dort jeden Augenblick schwarzes Blut zu finden.

„Hierher“, sagte ein Tempeldiener und trennte sie mit ausgestrecktem Arm voneinander.

Sabra schob sich dazwischen. „Sie gehören zusammen.“

„Jetzt nicht mehr.“

„Sie sind keine Tiere.“

„Das werden wir sehen“, sagte der Mann.

Sabra hätte ihm beinahe die Finger vom Arm geschlagen. Elaria sah es in der Spannung ihrer Schultern. Doch Sabra beherrschte sich. Nicht aus Respekt vor dem Tempel. Aus alter Gewohnheit, in den falschen Momenten nicht noch den letzten Schutz zu verlieren.

Der Aufseher trat nun selbst näher. Mager, glattgeschoren, dunkle Augen, an denen nichts betete. „Abhängige des Hauses werden bis zur Klärung getrennt. Wer in der Messe auffällig war, kommt in Einzelbefragung. Wer mit dem Leichnam in Berührung kam, ebenfalls.“

„Der Leichnam lag auf eurem Vorplatz“, sagte Sabra. „Dann sperrt die halbe Nachbarschaft gleich mit ein.“

Der Mann sah sie an, als sei sie ein Möbelstück, das unpassend zu sprechen begonnen hatte. „Name?“

Elaria antwortete, bevor Sabra es konnte. „Sabra steht unter meinem Wort.“

Der Aufseher wandte sich sofort ihr zu. „Dann bürgt Ihr für sie.“

„Ich büрге für mein Haus.“

„Das werden wir voneinander trennen müssen.“

Der Satz war höflich. Gerade deshalb war er ein Schlag.

Raciano trat nun heran, zu schnell, zu eifrig. „Die Entweihung ging von unten aus. Das ist bereits klar. Die Unruhe begann im Schlafsaal. Ein betroffener Sklave, später weitere abhängige Körper. Die Gefahr liegt in der unteren Durchmischung des Hauses.“

Sabra fuhr zu ihm herum. „Ihr lügt.“

Ein Wächter machte einen halben Schritt auf sie zu. Elaria hob nur die Finger, und er blieb stehen.

Der Tempelaufseher blickte zwischen Raciano und Sabra hin und her. Keine Überraschung in seinem Gesicht. Nur Kalkül.

Widerspruch unter Niedrigen war für Männer wie ihn kein Hindernis. Nur Material.

„Der offizielle Bericht wird festhalten“, sagte er, „dass erste Manifestationen unter den Abhängigen auftraten.“

Narebion stand keine zehn Schritte entfernt und hörte jedes Wort.

Er war noch immer staubbedeckt von der Messe, die dunkle Kleidung am Saum feucht vom Platz, das Gesicht schärfer geworden, als habe sich etwas darin endgültig zurechtgezogen. Er trat vor, obwohl es töricht war.

„Die erste Manifestation trat nicht im Schlafsaal auf“, sagte er. „Sie trat im Haus auf. Die Glocke, die Salzringe, die Gruftspur—“

Raciano schnitt ihm das Wort ab. „Ihr habt bereits genug Schaden angerichtet.“

„Nein. Ihr habt ihn benannt, wie es euch nützt.“

Der Tempelaufseher musterte Narebion mit einer Ruhe, die schlimmer war als Feindschaft. „Ihr seid der Marbo-Diener.“

„Ich bin geweiht.“

„Geduldet“, sagte der Mann.

Ein kleines, hässliches Schweigen folgte.

Dann wandte sich der Aufseher wieder an Elaria. „Die Residenz wird in Sektoren geteilt. Die Kapelle und angrenzende Flure unterliegen sofortiger Sperrung. Alle unteren Hausangehörigen werden gezählt, getrennt und befragt. Niemand verlässt das Haus ohne Gegenzeichnung.“

„Gegenzeichnung durch wen?“

„Durch Tempel oder Haus. Je nachdem, wem wir noch eher trauen.“

Auch das war höflich. Und absichtlich hörbar.

Rund um den Vorplatz hielten sich noch immer Neugierige. Nicht mehr als dichte Menge, aber genug Augen, genug Ohren, genug Gesichter, die später berichten würden, wie weit der Tempel dem Haus schon misstraute. Zwei Männer eines Rivalenhauses standen unter einer Säule und taten, als warteten sie auf einen Träger. In Wahrheit schauten sie zu. Sario Belthas war nicht mehr im direkten Blickfeld. Elaria wusste nicht, ob das gut war.

„Die Dienerschaft bleibt bei mir“, sagte sie.

„Die Dienerschaft bleibt verfügbar“, korrigierte der Aufseher.

Sabra stieß einen Atem aus, der fast ein Lachen hätte sein können, wenn man Lachen anders brechen konnte.

Dann begann die Trennung.

Nicht geordnet. Nicht würdevoll. Nicht sauber.

Zwei junge Haussklaven wurden am Handgelenk voneinander gelöst, obwohl einer von ihnen so sehr zitterte, dass er ohne den anderen kaum stehen konnte. Eine alte Wäscherin rief nach ihrer Tochter und bekam nur einen Stoß zwischen die Schulterblätter dafür. Drei Diener mussten sich gegen die Mauer stellen, damit ein Tempelschreiber ihre Namen, Herkunft und letzten Wege im Haus notieren konnte. Einer der Wachen zog dabei das Messer, weil der Jüngste im falschen Moment weinte und es wie Widerstand wirkte.

Sabra ging von Gruppe zu Gruppe, sprach knapp, ordnete Wasser, fing Zusammenbrüche auf, log, wo sie lügen musste, damit die Falschen nicht noch tiefer griffen. Doch überall, wo sie Schutz gab, zerschnitt die neue Ordnung ihn wieder.

Elaria sah das alles.

Sie sah auch, dass sie selbst es möglich gemacht hatte.

Nicht allein. Aber genug.

Narebion trat erneut an sie heran. Diesmal nicht vor allen, sondern seitlich, mit jenem knappen Zorn eines Mannes, der sich gerade noch beherrscht. „Das ist eure Linie also.“

„Es ist die Einzige, die das Haus im Ganzen hält.“

„Nein. Es ist die, die die Schwächsten vor den Tempel schiebt, weil ihr den Namen nicht öffnen wollt.“

„Ihr habt vor der Menge von Haus und Gruft gesprochen.“

„Weil die Menge bereits einen Toten aufstehen sah.“

„Und jetzt?“ Elaria sah ihm endlich direkt ins Gesicht. „Was rettet Ihr jetzt noch?“

Er schwieg einen Herzschlag zu lang.

Weil die Antwort ehrlich hätte sein müssen: nicht mehr alles. Vielleicht nicht einmal viel. Nur noch, dass die Lüge nicht allein die Überlebenden fraß.

„Weniger, als ich sollte“, sagte er dann.

Das traf sie unerwartet.

Nicht, weil es klug war. Weil es nicht stolz war.

Raciano kam in diesem Moment zurück. „Die Kapelle wird von außen und innen versiegelt. Ich habe veranlasst, dass niemand den Nordflur betritt.“

„Und die Wohnräume?“, fragte Elaria.

Raciano zögerte. „Dort gibt es... Feuchtigkeit.“

Sabra lachte jetzt wirklich. Kurz. Roh. Ohne Freude. „Feuchtigkeit. Ja.“

Eine Magd wurde über den Vorplatz geführt, die Hände vor dem Mund, als halte sie etwas darin zurück. Ein Tempeldiener drängte sie weiter. Hinter ihr weinte ein Kind. Niemand kümmerte sich um das Kind, bis Sabra hinlief und es an sich zog, ohne um Erlaubnis zu fragen.

Der Aufseher notierte weiter.

Elaria erkannte die eigentliche Verschärfung nicht in den Siegeln oder Wachen. Sondern darin, dass jetzt alles eine Form bekommen sollte, die mit ihrem Haus zusammenarbeitete und es zugleich entkernte. Sobald einmal feststand, dass untere Körper Träger der Entweihe seien, konnten Tempel und Haus dieselbe Lüge benutzen. Das machte sie so stark.

Narebion sah denselben Gedanken offenbar in ihrem Gesicht. „Noch könnt ihr widersprechen.“

„Und was dann?“

„Dann beginnt es wenigstens nicht mit ihnen.“

Sie blickte zu Sabra hinüber, die gerade einer Küchenmagd Wasser einflößte, während zwei Borondiener daneben schon wieder Namen notierten. Das Kind an Sabras Rock schwieg jetzt. Nicht aus Trost. Aus Erschöpfung.

Raciano sagte leise, aber nicht leise genug: „Wenn wir den Schwerpunkt bei den Abhängigen halten, beruhigt das den Silberberg.“

Narebion drehte sich so scharf zu ihm um, dass der Aufseher endlich aufsah. „Beruhigt? Nennt ihr das Beruhigung?“

„Ich nenne es Schadensbegrenzung.“

„Ich nenne es Opferung.“

Racianos Gesicht wurde hart. „Ihr seid hier nicht die Obrigkeit.“

„Nein“, sagte Narebion. „Deshalb kann ich noch sehen.“

Der Satz war gefährlich. Vor allem jetzt, vor Tempelohren.

Der Aufseher trat dazwischen. „Genug. Von jetzt an wird jede weitere Befragung unter Aufsicht geführt. Ihr“ – er sah Narebion an – „bleibt erreichbar, aber fern von den unteren Trakten. Ihr“ – zu Raciano – „liefert alle internen Aufzeichnungen zu auffälligen Vorfällen. Und Ihr, Herrin di Torre, gebt eine Liste aller Personen, die Zugang zu Archiv, Kapelle und Familiengruft hatten.“

Für einen winzigen Moment veränderte sich Elariahs Miene.

Nur ein Atemzug. Nur ein Zucken am Mund.

Der Mann sah es.

Natürlich sah er es.

„Auch zur Gruft?“, fragte er mild.

Raciano antwortete zu schnell. „Die Gruft ist versiegelt und war unberührt.“

Narebion sagte nichts.

Gerade das machte es lauter.

Sabra blickte herüber. Nur kurz. Aber auch sie hatte es gehört. Das Wort unberührt war in diesem Haus inzwischen fast obszön.

„Die Liste bekommt Ihr“, sagte Elaria.

Sie wusste schon in dem Moment, dass jede Zeile davon ein neuer Riss sein würde.

Der Aufseher nickte. „Dann arbeiten wir jetzt.“

Arbeiten.

Als ginge es um fehlerhafte Bücher oder eine verdorbene Lieferung Gewürz.

Hinter ihnen wurde ein weiterer Korridor abgesperrt. Man hörte das Kratzen des Salzstrichs über Stein, dann das dumpfe Setzen eines Balkens vor eine Tür. Irgendwo begann wieder jemand zu schreien, diesmal nicht vor Panik, sondern weil man ihn von seiner Schwester trennte. Eine Wache brüllte zurück. Ein Tempeldiener forderte Ruhe. Niemand bekam sie.

Sabra brachte das Kind nun zu einer alten Dienerin und kam dann direkt auf Elaria zu.

„So also.“

Keine Anrede. Kein Titel.

Elaria ließ es durchgehen. Vielleicht aus Müdigkeit. Vielleicht, weil alles andere jetzt nur noch lächerlich gewesen wäre.

„Ich halte, was noch zu halten ist“, sagte sie.

„Nein“, sagte Sabra. „Ihr helft ihnen beim Brechen.“

Raciano wollte etwas erwidern, aber Sabra sah ihn so an, dass selbst er schwieg.

Dann wandte sie sich an Narebion. „Wenn sie euch fernhalten, finden sie unten leichter die Falschen.“

„Ich weiß.“

„Dann bleibt trotzdem in der Nähe.“

„Ich weiß.“

Nur diese zwei Worte. Und zwischen ihnen etwas wie ein Bündnis, das Elaria nicht befohlen hatte und gerade deshalb gefährlich war.

Der Vorplatz war nun kein Ort der Frömmigkeit mehr.

Er war eine Mühle.

Menschen hinein. Namen heraus. Schuld nach unten. Siegel nach oben.

Und Elaria stand in ihrer Mitte und begriff, dass die institutionelle Reaktion nicht ordnete, sondern die Lüge bewaffnete. Das Haus war nun nicht mehr nur bedroht.

Es arbeitete aktiv an seinem falschen Überleben mit.

Tiefe Nacht lag unter der Residenz wie ein verschlossener Mund.

Oben arbeiteten noch immer Wachen, Tempeldiener, Befehle und Lügen. Unten war nur Stein. Stein, Nässe und jene Art von Dunkelheit, die keinen Raum bloß ausfüllt, sondern ihn in Besitz nimmt.

Sabra hatte den Nebenabstieg nicht für Narebion gedacht.

Und Narebion, hatte ihn nicht für sich selbst gedacht.

So geschehen die eigentlichen Fehler: nicht aus Plan, sondern aus zwei halben Absichten, die im falschen Augenblick dieselbe Richtung nehmen.

„Hier entlang“, zischte Sabra und hielt die kleine Öllampe so tief, dass das Licht nur die nächsten drei Stufen fraß. „Wenn sie oben den Nordtrakt weiter sperren, kommen wir nicht mehr an den inneren Zugang.“

Narebion folgte ihr durch die schmale Wartungspforte hinter dem alten Wäscheschacht. Der Durchlass war so niedrig, dass selbst Sabra den Kopf senken musste. Die Steinstufen waren abgeschliffen, feucht, an den Kanten weiß verkrustet. Salz. Nicht aufgestreut. Herausgedrückt.

Hinter ihnen fiel die verdeckte Tür nicht ganz ins Schloss.

Nur halb.

Ein kleiner Fehler.

Genug.

„Wir hätten Elaria zwingen müssen“, murmelte Narebion.

Sabra drehte sich auf der Treppe nicht um. „Ich zwingen keine Herrin. Ich rette, was sie mir übriglässt.“

„Und was ist Tero jetzt? Übriggelassen?“

Sabra blieb eine Stufe tiefer stehen.

Nur für einen Herzschlag. Doch in diesem Herzschlag saß alles, was sie dem Haus seit Jahren schuldete und längst nicht mehr glaubte.

„Redet nicht, als wärt ihr der Einzige, der ihn im Kopf trägt“, sagte sie.

Dann ging sie weiter.

Der Gang unter der Treppe war enger als Narebion erwartet hatte. Kein offizieller Katakombenzugang, eher ein alter Dienstweg aus früheren Umbauten, mit flacher Decke, Stützbogennischen und einer Luft, die nach nassem Leinen, altem Kalk und etwas Süßerem roch, das er erst nicht benennen wollte.

Grabblumen.

Verfault.

„Wie oft wart Ihr hier unten?“, fragte er.

„Oft genug, um zu wissen, dass man nicht fragen sollte, wer vor einem denselben Weg kannte.“

Sie kamen an einer vermauerten Seitenöffnung vorbei. Dahinter hörte man nichts. Gerade das machte Narebion misstrauisch. In solchen Tiefen war Stille nie leer. Immer gehalten.

Die Lampe warf Sabras Schatten lang gegen die Wand. Einmal sah er aus, als liefe hinter ihr noch eine zweite Gestalt mit gleichem Schritt, schmaler, weiblicher, den Kopf leicht geneigt. Narebion hob sofort die Lampe höher.

Nichts.

Nur Salzadern und feuchte Fugen.

„Was?“, fragte Sabra.

„Nichts.“

„Dann nennt es nicht so. Nichts gibt es hier nicht.“

Sie hatten kaum den nächsten Knick erreicht, als über ihnen dumpf etwas schlug.

Ein Balken vielleicht. Oder eine Tür.

Dann ein zweites Geräusch. Näher. Metall auf Holz. Rufe, gedämpft durch mehrere Lagen Mauerwerk.

Sabra hob den Kopf. „Sie haben den oberen Zugang gefunden.“

„Vielleicht nur den Flur.“

„Nein.“ Sie lauschte mit angehaltenem Atem. „Das ist der Sperrbalken am Kapellenabstieg.“

Narebion wollte antworten, da kam der dritte Laut:

Das schwere, unzweideutige Setzen einer Verriegelung.

Nicht hinter ihnen im Dienstgang.

Vor ihnen. Oben. Außen. Endgültig.

Sabra stieß die Luft aus. Kein Fluch zuerst. Eher ein kleiner, trockener Laut, wie wenn etwas im Brustkorb reißt und man nicht will, dass es jemand hört.

„Sie haben uns abgeschnitten.“

Narebion drehte sich sofort um, ging zurück zur halb offen gebliebenen Tür und riss daran.

Zu spät.

Irgendwo jenseits des verdeckten Schachtes hatte sich wohl ein Gegengewicht gelöst oder jemand draußen hatte den Mechanismus geschlossen. Die Pforte saß nun fest in der Steinlaibung, als habe es sie nie anders gegeben.

Er stemmte die Schulter dagegen.

Nichts.

Sabra stellte die Lampe ab und half schweigend. Zusammen warfen sie ihr Gewicht gegen Holz und Stein, einmal, zweimal, ein drittes Mal. Beim dritten Versuch rutschte Sabras Fuß auf feuchtem Salz aus. Sie schlug mit der Hüfte gegen die Wand und presste sofort die Lippen aufeinander, damit kein Schmerzenslaut hochstieg.

„Verdammt“, keuchte Narebion.

Nun kam Sabras Fluch. Kurz. Roh. Eindeutig.

Sie tastete die Ränder der Pforte ab. „Kein Spalt. Nicht genug. Wenn oben der Sperrbalken sitzt, kriegen wir sie nicht ohne Werkzeug auf.“

„Dann rufen wir.“

„Und wenn sie unten überhaupt noch auf Rufe hören, wen glaubt ihr, schieben sie zuerst in diesen Gang, wenn sie wissen, dass wir hier sind? Tempeldiener? Oder Männer mit Siegel?“

Narebion antwortete nicht.

Weil sie recht hatte. Und weil er zugleich wusste, dass Schweigen hier unten tödlich sein konnte.

Über ihnen lief irgendwo Wasser.

Nein, nicht Wasser. Dieses geduldige Sickern, das er schon aus der Kapelle kannte. Grabfeuchte, die sich Wege suchte. Ein kalter Tropfen fiel ihm vom Gewölbe in den Nacken. Er fuhr zusammen, drehte sich um und sah, dass auch an der Decke Salzblüten aufbrachen.

„Wir müssen weiter“, sagte er.

Sabra starrte ihn an. „Weiter wohin?“

„Zum inneren Verlauf. Wenn die Spur stimmt, gibt es von den alten Katakomben her einen zweiten Zugang zur Gruft.“

„Und wenn die Spur nicht stimmt?“

„Dann sitzen wir hier unten und warten, bis oben jemand eine Wahrheit erfindet, die uns beide mitbeerdigt.“

Sabra hob die Lampe wieder auf. Ihre Hand zitterte nun sichtbar. Zum ersten Mal, seit Narebion sie kannte.

„Ich hasse euch“, sagte sie.

„Das macht uns zwei.“

Sie gingen weiter.

Der Gang fiel nun stärker ab. Stellenweise waren die Stufen nur noch Bruch im Fels. An einer Ecke lag altes Holz, zerfallen, nass, vielleicht Reste eines Traggerüsts. Dahinter begann der eigentliche Katakombenlauf: rundere Bögen, alte Nischen, eingelassene Steinplatten ohne Schrift, nur mit abgeplatzten Hauszeichen. Hier unten war der Totenkult älter als die jetzigen Korrekturen des Hauses.

Hier unten lag nichts frisch.

Narebion blieb vor einer Nische stehen.

In der Wand war etwas eingeritzt. Keine Inschrift. Nur ein Kreis mit unterbrochener Linie und darunter ein halb verwischter Nagelzug. Menschlich. Hastig.

Sabra sah darüber hinweg. „Weiter.“

„Wartet.“

Er ging näher heran. Die Feuchtigkeit in der Ritzung war frisch.

Nicht alt.

„Das war noch nicht lange offen“, sagte er.

„Was?“

„Jemand war vor uns hier.“

Sabra reagierte nicht mit Gelehrsamkeit. Sie hob sofort die Lampe höher und drehte sich langsam um die eigene Achse. „Wer?“

„Wenn ich das wüsste, wäre ich klüger, als dieses Haus verdient.“

Da war wieder das Geräusch.

Nicht über ihnen diesmal.

Vor ihnen.

Ein langsames Schaben, als werde nasser Stoff über Stein gezogen.

Sabra packte Narebions Unterarm so fest, dass die Fingernägel durch den Stoff drückten. „Habt ihr das—“

„Ja.“

Die Lampe flackerte.

Beide standen still. Zu still. Narebion hörte nun ihren Atem, seinen eigenen und hinter beidem etwas Drittes: ein sehr leises, rhythmisches Klopfen. Nicht von Werkzeug. Eher wie Fingerknöchel gegen Holz. Geduldig. Immer dieselbe Stelle.

Sabra machte den Fehler zuerst.

„Wer da?“

Der Satz war töricht. Menschlich. Genau deshalb fiel er.

Das Klopfen hörte auf.

Dann kam es von rechts statt von vorn.

Sabra fuhr herum. Narebion ebenfalls, die Lampe zwischen ihnen. In der rechten Mauer zeichnete sich eine schmale, vertikale Linie ab, die eben noch nicht dort gewesen war. Nicht offen. Nur dunkler. Feuchter. Wie ein Riss, der atmete.

Narebion trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Sabra nicht.

Sie zog aus der Gürtelschlaufe ein kleines Eisenwerkzeug, kaum mehr als einen flachen Haken, den man sonst für Kisten oder Wäscheverschläge brauchte. Nutzlos gegen Geister, sehr brauchbar gegen Panik.

„Wenn etwas kommt—“

„Als wolltet Ihr es erstecken?“

„Als wollte ich mir wenigstens vormachen, ich könnte.“

Die Linie in der Mauer wurde breiter.

Nicht schnell. Langsam genug, um ihnen Zeit zum Denken zu geben, und gerade dadurch schlimmer. Feuchte quoll hervor, salzig, grau, und an den Rändern schälte sich alter Mörtel ab. Dahinter lag kein freier Raum, sondern ein schmaler Hohlraum, schwarz wie ein frisch geöffneter Mund.

Narebion ging näher, gegen jeden vernünftigen Instinkt.

„Das ist kein natürlicher Riss“, flüsterte er.

„Dann nehmt die Hände weg.“

Er merkte erst jetzt, dass er die Fingerspitzen schon auf den nassen Stein gelegt hatte.

Eisig.

Und darunter ein ganz schwaches Vibrieren, als stecke in der Mauer selbst noch der ferne Nachhall der Glocken.

Er zog die Hand zurück.

Zu spät, um klug zu wirken. Früh genug, um nicht ganz töricht zu enden.

Sabra leuchtete in den Spalt. Der Hohlraum dahinter führte kaum mannshoch weiter und bog dann ab. An der Schwelle lagen alte Salzkumpen, schwarz angelaufen. Ein versuchter Bann. Ein gescheiterter vielleicht.

„Hier lang also“, sagte Narebion.

„Oder genau nicht.“

„Wir haben keinen anderen Weg.“

„Wir haben auch keinen guten.“

Wieder hörten sie hinter sich etwas.

Jetzt eindeutig von der verschlossenen Pforte her: Stimmen. Gedämpft. Nicht zu verstehen. Dann ein Schlag gegen Holz. Noch einer.

Sabras Gesicht veränderte sich.

„Sie sind doch da.“

„Oder jemand ist da.“

„Wenn das Haus ist, müssen wir zurückrufen.“

„Und wenn es Tempeldiener sind? Oder Wachen, die schon den falschen Befehl tragen?“

Sabra sah in den dunklen Spalt vor sich, dann zurück in die Richtung der verschlossenen Tür.

Da geschah, was Isolation aus Menschen macht.

Nicht großes Heldentum.

Rechnen unter Angst.

Oben die Institutionen, die bereits Schutzlose trennten und Schuld nach unten schoben. Vor ihnen ein alter, verbotener Durchlass, vielleicht direkt zur inneren Gruft. Hinter ihnen unbekannte Stimmen, die zu spät sein konnten oder viel zu richtig.

Sabra flüsterte: „Wenn wir zurückrufen und die Falschen öffnen, ist Tero verloren. Alle unteren Kinder sind verloren.“

Narebion nickte einmal. „Ja.“

„Wenn wir weitergehen, sind vielleicht wir verloren.“

„Ja.“

Sie lachte kurz. Ein furchtbarer Laut. „Dann ist das die Wahl.“

Die Stimmen hinter der Pforte wurden lauter. Einer rief etwas. Vielleicht ein Name. Vielleicht nur Befehl. Der Stein fraß die Worte auf.

Sabra hob die Lampe und stieg in den Spalt.

Nicht, weil sie mutiger war.

Weil die Panik, lebendig eingemauert zu werden, noch größer war als die vor dem, was vor ihnen lag.

Narebion folgte sofort.

Der Hohlraum war niedriger als gedacht. Sie mussten seitwärts gehen, die Schultern am nassen Stein, die Lampe hoch über den Köpfen. Mehr als einmal blieb Sabras Kleid an scharfen Kanten hängen. Einmal stieß Narebion mit dem Knie gegen etwas Hartes am Boden. Als er hinabfasste, ertastete er keine Mauertrümmer, sondern rundes Knochenmaterial. Menschlich oder tierisch, konnte er nicht sagen. Er sagte nichts.

Der Gang endete an einer kreisförmigen Steinplatte.

Nicht groß. Aber bewusst gesetzt. In der Mitte ein altes Metallstück, halb verrostet, halb schwarz von Ölen. Ringsum Bleisaum. Darunter Feuchtigkeit. Dahinter – das wussten beide sofort – lag kein gewöhnlicher Raum.

Sabra stellte die Lampe ab.

„Das ist sie.“

Narebions Mund war trocken. „Nur die innere Schicht.“

„Und dahinter?“

„Die Gruft.“

Über ihnen, irgendwo fern und doch erschreckend nah, klang ein dumpfer Schlag. Vielleicht wieder die Pforte. Vielleicht etwas anderes. Der Hohlraum war zu eng, um Richtung noch sicher zu machen.

Sabra rieb sich mit der freien Hand über das Gesicht. Sie war nass, ohne dass sie geweint hätte. „Wir können hier nicht bleiben.“

„Nein.“

„Und wenn wir die Platte öffnen—“

„Dann lösen wir vielleicht genau das, was man nie ganz hätte binden dürfen.“

„Vielleicht?“ Sabras Stimme kippte. „Ihr habt immer nur vielleicht.“

Er hätte widersprechen können. Stattdessen sagte er die Wahrheit: „Ja.“

Das machte es nicht besser.

Von der Steinplatte selbst kam jetzt Kälte. Sichtbar beinahe. Ein blasser Hauch zog aus dem Bleisaum, als atme der Raum darunter in den Hohlraum hinauf.

Sabra legte beide Hände auf das Metallstück in der Mitte.

„Helft.“

„Wartet.“

„Worauf? Bis sie uns von hinten oder unten holen?“

„Wenn wir sie öffnen, gibt es kein Zurück.“

„Es gab schon oben keins mehr.“

Auch das war wahr.

Die Panik kam nicht als Schrei. Sie kam als Beschleunigung. Als Unfähigkeit, noch länger zwischen zwei schlechten Wegen zu stehen. Sabra zog mit aller Kraft am Metallstück. Es gab erst nicht nach, dann mit einem plötzlichen, hässlichen Knacken.

Narebion fluchte und griff zu.

Gemeinsam rissen sie den alten Verschluss hoch. Der Bleisaum brach an einer Stelle. Dunkle Feuchtigkeit schoss heraus und lief Narebion über die Finger. Die Steinplatte hob sich nur fingerbreit, dann weiter, gerade genug, dass darunter ein Spalt aufging.

In diesem Augenblick verlöschte fast die Lampe.

Nicht ganz.

Gerade genug Licht blieb, um zu sehen, was aus dem Spalt aufstieg.

Keine bloße Nässe.

Etwas wie ein Schleier aus Grabkühle, und darin ein Geruch nach altem Öl, konserviertem Stoff und jener süßlichen Fäule, die nicht ganz verwest, weil man sie falsch festhält.

Sabra stolperte rückwärts gegen die Hohlgangwand. „Zu! Zu!“

Aber ihre eigenen Hände hatten den Verschluss schon gelöst, und Narebion, halb vor Schreck, halb vor Erkenntnisgier, hob die Platte statt sie fallen zu lassen noch weiter an.

Darunter lag Dunkel.

Und in diesem Dunkel eine Form.

Weiblich.

Sitzend oder stehend, ließ sich im ersten Schreck nicht sagen. Nur feucht, schwer, wartend.

Dann öffnete sich darin etwas wie ein Gesicht.

Und die gebundene Ahnfrau gewann erstmals direkte Gestalt.

Der innere Gruftbereich war kleiner, als Narebion erwartet hatte.

Nicht klein im Maß. Klein in seiner Absicht.

Alles daran war auf Nähe gebaut. Auf Einschluss. Auf den Willen, etwas nicht bloß zu bestatten, sondern festzuhalten. Die runde Kammer unter der angehobenen Steinplatte fiel nur wenige Stufen tief ab. Die Wände waren mit schwarzem Stein ausgekleidet, darüber alte Bleibänder, eingelassene Salzrinnen und vertrocknete Spuren früherer Bannzeichen. Viele davon waren gebrochen. Nicht vollständig. Nur genug, um zu zeigen, dass hier nie Ruhe geherrscht hatte, sondern nur Zwang.

Sabras Lampe zitterte in ihrer Hand.

Narebion hielt die Steinplatte noch halb offen. Seine Arme brannten bereits, doch er wagte nicht loszulassen. Nicht, weil er glaubte, die Platte würde etwas aufhalten. Sondern weil jede Bewegung sich jetzt wie Entscheidung anfühlte.

Aus der Kammer stieg Kälte.

Darin stand sie.

Nicht wie eine freie Erscheinung. Nicht wie ein Nebelbild. Sondern als Körper.

Die Ahnfrau trug ein langes, dunkles Gewand, das an ihr hing wie dauerfeuchte Grabseide. An Brust und Hals klebten alte Schmuckstücke am Stoff, schwer und stumpf glänzend, zum Teil schwarz angelaufen, zum Teil mit salzigen Krusten überzogen. Das Haar fiel ihr strähnig und nass über die Schultern. Die Haut war nicht skelettiert. Sie war erhalten. Zu gut erhalten. Feucht gespannt über den Wangenknochen, eingedunkelt an Mund und Augen, als habe die Erde sie nicht fressen dürfen und sie dafür in sich behalten müssen.

Ihre Augen waren offen.

Nicht milchig. Nicht tot. Eher zu ruhig für etwas, das so lange unter Stein gelegen hatte.

Sabra machte den ersten Laut.

Kein Schrei. Nur ein tierisch kurzer Atemstoß, als habe ihr Körper begriffen, was ihr Kopf noch nicht zulassen wollte. Sie wich zurück, bis ihr Rücken an die Hohlgangwand stieß. Die Lampe schlug beinahe gegen den Stein. Der Schatten der Frau sprang über die Rundung der Kammer und lag plötzlich riesig an der Decke.

„Bei allen Tiefen—“

Weiter kam sie nicht.

Die Ahnfrau hob langsam den Kopf.

Nicht ruckartig. Nicht als Angriff. Gerade das war unerträglich. In dieser Bewegung lag Würde. Beleidigte, kalte Würde. Kein wahnsinniges Totenwüten. Eher das Auftauchen von jemandem, der zu lange warten musste und die Schuldigen noch alle beim Namen kannte.

Narebions Hände rutschten fast vom Steinrand.

„Nicht weiter öffnen“, flüsterte Sabra.

Er hörte sie. Er gehorchte nicht.

Er senkte die Platte nur so weit ab, dass sie nicht ganz entglitt, und griff mit der freien Hand nach der Lampe. Mehr Licht fiel in die Kammer. Mehr Wahrheit.

Der Boden dort unten war nicht staubig. Er glänzte feucht, und an den Rändern der Stufen klebten dunkle Salzsichten. In einer flachen Seitennische standen zwei Urnen, beide umgestürzt. Dazwischen lag ein zerbrochener Siegelring. Am Fuß der Frau erkannte Narebion Stoffreste, vielleicht Einwickelbänder, vielleicht ein altes Tuch der Bestattung. Und direkt unter ihrer Brust hing an einer schweren Kette das Siegel, das er schon hinter der Mauer erahnt hatte.

Die ältere Hausmarke.

Nicht die heutige.

Die gestrichene.

Sabra sah es ebenfalls. Er merkte es an dem Laut, den sie diesmal nicht ganz unterdrücken konnte. „Nein“, flüsterte sie. Und gleich darauf, noch leiser: „Oh nein.“

Die Frau sprach.

Ihre Stimme kam nicht aus dem ganzen Raum wie bei Tero. Sie kam aus ihrem Mund. Feucht. Rau. Beinahe menschlich. Und genau deshalb schlimmer.

„Endlich.“

Nur ein Wort.

Es traf Narebion tiefer als jedes Glockenläuten.

Sabra hob beide Hände vor den Mund. „Nicht mit ihr reden.“

„Zu spät“, sagte Narebion.

Die Frau sah ihn an.

Dann Sabra.

Dann wieder ihn. Langsam, mit jener unverschämten Geduld eines Wesens, das wusste, dass die Lebenden hier unten die Panik hatten und nicht sie.

„Marbos Diener“, sagte sie. „Wieder zu spät.“

Narebions Magen zog sich zusammen.

Nicht weil er überrascht war, erkannt zu werden. Sondern weil die Stimme in genau jene alte Wunde griff, die er selbst nur in schlechten Nächten berührte. Wieder zu spät. Wieder dieselbe Anklage. Wieder derselbe Fehler in anderer Gestalt.

„Wer seid Ihr?“, fragte er.

Diesmal wusste er, dass die Frage nicht dumm war. Nicht mehr. Jetzt musste der Name hörbar werden.

Die Ahnfrau lächelte nicht. Aber die Haut um ihren Mund spannte sich, als erinnere sie sich daran, wie Verachtung bei Lebenden ausgesehen hatte.

„Der Name“, sagte sie, „den sie fraßen.“

Sabra begann zu weinen.

Lautlos zuerst. Nur Tränen, die ihr über das verhärtete Gesicht liefen, ohne dass sie die Lampe senkte. Narebion sah sie an und begriff, dass hier nicht bloß Grauen wirkte. Hier brach ein altes Wissen in einer Frau auf, die vielleicht nie alle Worte gehabt hatte, aber immer genug gesehen hatte.

„Ihr kennt sie“, sagte er.

Sabra schüttelte sofort den Kopf. Dann nickte sie. Dann presste sie die Lippen zusammen, als seien beide Antworten falsch.

„Ich kenne die Geschichten“, flüsterte sie. „Die alten Küchenlügen. Die stillen Verbote. Welche Wiege nicht mehr genannt wird. Welche Frau nicht im Hausgebet vorkommt. Aber Geschichten sind keine Körper. Nicht so.“

Die Ahnfrau machte eine langsame, beinah nachlässige Bewegung mit der rechten Hand.

Erst jetzt sah Narebion, dass zwei Finger der Hand aneinandergebunden waren mit einem schmalen, dunklen Band. Nicht natürlich. Nicht verwest zufällig. Ein Bestattungsgriff. Falsch gesetzt. Zwingend.

„Sie gaben mir den falschen Schlaf“, sagte sie.

Die Worte hingen feucht im Hohlraum.

Narebion trat einen Schritt näher an den Rand. Nicht in die Kammer hinab. Aber nahe genug, dass die Kälte aus ihr ihm bis in die Zähne stieg.

„Wer?“

„Haus.“

„Welches Haus?“

Da erst hob die Ahnfrau die andere Hand.

Langsam. Als koste selbst diese Geste sie Kraft, oder als wolle sie sie bewusst teuer machen. Sie zeigte nicht auf irgendeinen Punkt in der Kammer.

Sie zeigte nach oben.

Durch Stein. Durch Katakomben. Durch Etagen. In die Residenz.

Ins Haus di Torre.

Sabra stieß einen kleinen, rauen Laut aus. Nicht Widerspruch. Wiedererkennen.

„Nicht nur Haus“, sagte die Ahnfrau dann, und jetzt wurde ihre Stimme für einen Moment schärfer. „Bruder. Kaplan. Schreiber. Schweigen.“

Vier Worte.

Mehr brauchte es nicht.

Narebion spürte, wie sich in ihm alles zusammenzog. Da war sie, die Wahrheit, so konkret, wie er sie gefordert hatte. Kein abstrakter Ahnennzorn. Keine göttliche Prüfung. Ein Machtwechsel, verratenes Begräbnis, institutionelles Festhalten,

generationslanges Schweigen. Menschlich. Genau deshalb furchtbarer.

„Ihr wurdet—“

„Verräumt“, sagte sie.

Das Wort war so unerquicklich, dass Sabra sich übergab.

Nicht viel. Nur bitteres Wasser und Galle gegen die Wand des Hohlgangs. Dann stand sie zitternd da, den Handrücken am Mund, und hasste sich vermutlich dafür, noch immer menschlich genug zu reagieren.

Narebion ließ ihr den Augenblick nicht. Nicht aus Kälte. Aus Angst, dass die Gestalt gleich wieder sinken oder zerfallen könnte, ehe alles gesagt war.

„Und die Schuld? Warum greift sie nach den Lebenden?“

Die Ahnfrau senkte den Kopf leicht.

Wasser tropfte aus den Haarspitzen auf den Stein ihrer Kammer. Jeder Tropfen war hörbar.

„Weil sie sie weiterreichten.“

„Wer?“

„Die, die blieben.“ Ihre Augen richteten sich nun nicht auf ihn, sondern irgendwo schräg an ihm vorbei, als sähe sie durch die Gegenwart hindurch in spätere Generationen. „Mit Siegel. Mit Gebet. Mit Wand. Mit Namenlosigkeit.“

Narebion verstand fast alles.

Fast.

Und genau darin lag die letzte Grausamkeit. Selbst in dieser Offenbarung blieb etwas schief, etwas unvollständig, etwas, das kein einzelner Satz ganz schloss. Hatten sie sie aus einem Erbstreit entfernt? War sie zuerst vergiftet, erdrosselt, lebendig eingemauert worden? Hatte der Kaplan später vertuscht oder bereits mitgeholfen? Welche Seite war zuerst gefallen? Die Antworten lagen hier, aber nicht geordnet. Sie lagen in Resten. In einem Körper. In halben Worten. Wie es bei echtem Horror immer war.

Sabra wischte sich über den Mund und flüsterte: „Hat Elaria es gewusst?“

Die Ahnfrau sah sie nun zum ersten Mal wirklich an.

Lange.

Narebion spürte beinahe körperlich, wie diese Frage zwischen den drei Lebenden hing. Nicht als bloße Information. Als Urteil.

Dann sagte die Ahnfrau: „Sie wusste genug, um zu schweigen.“

Sabra schloss die Augen.

Da war der zweite Schlag dieses Augenblicks. Nicht die tote Frau. Nicht die Gruft. Sondern diese eine, trockene Bestätigung dessen, was Sabra längst geahnt und dennoch nicht ganz hatte glauben wollen.

Narebion fragte: „Und was wollt Ihr?“

Diesmal kam die Antwort sofort.

„Namen.“

Er nickte, kaum merklich. „Öffnung. Anerkennung. Zeugen.“

„Zu spät für Rettung“, sagte sie. „Nicht zu spät für Schande.“

Dann bewegte sie sich.

Nicht gegen sie. Nicht im Angriff.

Sie trat einen einzigen Schritt aus dem Dunkel der Kammer vor.

Der feuchte Stoff zog über den Stein. Narebion roch nun deutlich altes Öl, Salz und etwas Scharfes darunter, wie die bitteren Reste einer Kräutermischung, die zur Konservierung oder Bannung benutzt worden war. An ihrem Hals glitt der Schmuck beiseite, und darunter sah er, knapp über dem Schlüsselbein, eine dunkle Linie. Kein Schmuckrand. Keine Fäulnis. Eher die Spur einer Verletzung. Schnitt oder Druckstelle, längst in die Haut eingesunken.

Sabra sah es auch.

„Sie haben euch nicht nur falsch begraben“, flüsterte sie.

Die Ahnfrau antwortete nicht.

Aber sie hob zwei Finger an die dunkle Linie am Hals. Langsam. Bedächtig. Danach senkte sie die Hand wieder.

Mehr Offenbarung brauchte es nicht.

Narebions Kehle wurde eng. Nicht aus Übelkeit. Aus Wut.

„Raciano wusste es.“

„Raciano erbte es“, sagte die Ahnfrau.

Auch das war keine vollständige Antwort. Doch es genügte, um zu verstehen: Die Schuld war älter als der gegenwärtige Kaplan, und doch trug er sie aktiv weiter. Kein Ursprungstäter vielleicht. Aber Teil der Kette. Teil der Pflege.

Oben, irgendwo weit entfernt, schlug dumpf eine Tür.

Sabra fuhr zusammen. Erst jetzt kehrte die Welt außerhalb der Gruft wieder in ihre Körper zurück. Eingeschlossen. Abgeschnitten. Zu tief. Zu spät.

„Wir müssen hier weg“, sagte sie.

Narebion nickte nicht.

Er sah noch immer auf die Ahnfrau.

„Wenn wir euch jetzt verlassen, greift Ihr weiter.“

„Ja.“

„Und wenn wir oben den Namen nennen?“

„Dann auch.“

Sabra starrte ihn an. „Was soll das heißen?“

Die Ahnfrau wandte sich ihr zu. In ihren Augen lag nichts Tröstendes. Nichts Mütterliches. Nichts Gerechtes im einfachen Sinn.

„Tod bleibt“, sagte sie. „Schande bleibt. Haus bricht. Nur die Lüge endet.“

Sabra presste eine Hand gegen die Brust, als müsse sie das Herz darin festhalten.

Das war die Offenbarung des Bluts, und sie war schlimmer als jede Hoffnung: Selbst Wahrheit rettete nicht mehr vor dem Preis. Der Schaden war bereits da. Die Auflösung konnte nur noch den Knoten brechen, nicht die Wunde heilen.

Narebion spürte, wie seine eigene Angst sich veränderte.

Vorher war sie Furcht vor dem Übernatürlichen gewesen, vor falscher Deutung, vor der Wiederholung seines alten Versagens. Jetzt war sie klarer. Menschlicher. Er wusste plötzlich genau, was getan werden musste, und wusste gleichzeitig, dass es zu spät war, um es ohne Blut, Verlust und soziale Vernichtung zu tun.

„Elaria muss es selbst tun“, sagte er.

Die Ahnfrau sah ihn wieder an.

„Elaria muss es tragen“, korrigierte sie.

Dann hob sie die linke Hand und öffnete langsam die Finger.

Etwas fiel auf den feuchten Stein ihrer Kammer.

Ein Stück Schmuck. Nein, mehr als Schmuck. Ein schweres, dunkles Fragment, vielleicht vom Grabschmuck oder von einer Brustspange, in die dieselbe alte Hausmarke eingeprägt war, die gestrichene. Der Metallrand war verbogen, als habe jemand ihn einst hastig abgerissen oder abgebrochen.

Beweis.

Nicht vollständig. Aber konkret. Körperlich. Hausgebunden.

Narebion starrte darauf.

Sabra ebenfalls.

„Nehmt es“, sagte die Ahnfrau.

Niemand rührte sich.

Dann, leiser:

„Und nennt mich.“

Narebion ging als Erster auf die Knie am Rand der Kammer. Nicht aus Ehrfurcht. Weil die Beine ihm nachgaben, sobald er begriff, dass dies der Gegenstand war, der oben mit der Chronik verglichen werden konnte. Der die Lücke, den Namen und den Körper verband.

Sabra packte ihn am Ärmel. „Nicht.“

„Wir brauchen es.“

„Und wenn sie euch zieht?“

„Dann haltet mich.“

„Ich bin eine alte Frau.“

„Dann seid es jetzt noch nicht.“

Es war ein schlechter Satz. Fast lächerlich. Gerade deshalb menschlich genug, in diesem Augenblick zu fallen.

Sabra fluchte leise und griff fester zu.

Narebion beugte sich vor, streckte die Hand in die Kammer und griff nach dem Metallstück. Es war eisig und glitschig von Feuchtigkeit. Für einen Augenblick meinte er, unter seinen Fingern noch etwas Zweites zu spüren – Stoff, Haut oder bloß die Nähe des Körpers. Dann hatte er das Fragment.

Die Ahnfrau wich nicht zurück.

Sie stand da, feucht, erhalten, unwiderruflich konkret, und sah zu, wie die Lebenden ihr Beweisstück nahmen.

„Wie lautet Euer Name?“, fragte Narebion.

Das war die wichtigste Frage.

Vielleicht die letzte, die hier noch zählte.

Die Ahnfrau öffnete den Mund.

Oben, jenseits aller Steine, schlug in diesem Moment dumpf eine Glocke.

Nur einmal.

Und als sie den Namen sprach, tat sie es so leise, dass Narebion ihn hörte, Sabra aber nur halb – genug, um ihn später falsch oder unvollständig weitergeben zu können. Genug, damit auch diese Wahrheit beschädigt an die Oberfläche kam.

Doch eines war nicht zu überhören:

Als der Name fiel, rann aus der gebrochenen Bleifuge der Kammer ein frischer Strom Grabfeuchte den Rand hinab, und tief unter dem Boden der Residenz antwortete etwas im Gemäuer, als habe das Haus selbst begriffen, dass seine tote Mitte nun nicht mehr ganz stumm war.

Der Archivraum war abgesperrt, aber nicht still.

Von draußen drang die neue Ordnung des Hauses nur gedämpft herein: Schritte, entfernte Befehle, das Rumpeln verschobener Möbel, einmal das kurze Aufschluchzen einer Dienerin, das sofort abstarb, als habe jemand eine Hand darübergerlegt. Doch unter all dem lag etwas anderes. Ein feines, regelmäßiges Ticken von Tropfen irgendwo im Mauerwerk. Feuchtigkeit. Grabfeuchte. Sie arbeitete inzwischen selbst dort, wo Bücher lagen.

Elaria di Torre stand allein zwischen den hohen Regalen.

Fast allein.

Sario Belthas war da, an der inneren Tischkante, blass und mit dem Ausdruck eines Mannes, der sich bereits auf drei Arten schuldig gemacht hat und nun hofft, wenigstens die richtige davon sei noch brauchbar. Sein Haar klebte ihm an der Stirn. Tintenflecke an den Fingern. Ein frischer Riss am Ärmel. Er roch nach Schweiß, Papierstaub und der Straße.

Auf dem Tisch lagen die schwarze Familienchronik, zwei geöffnete Genealogien, ein Bündel loser Vergleichsnotizen und, in einem Tuch, das Metallfragment, das Narebion ihr hatte bringen lassen.

Er selbst war nicht hier.

Natürlich nicht.

Nachdem Sabra und er aus den Tiefen zurückgefunden hatten – nicht ohne Blut an Sabras Handflächen, nicht ohne einen Blick in Narebions Gesicht, den Elaria nicht hatte lesen wollen –, hatte er ihr das Stück nicht persönlich übergeben. Sabra hatte es gebracht. Schweigend. Nur das Tuch auf den Tisch gelegt. Nur gesagt: „Jetzt gibt es keinen Nebel mehr.“

Dann war sie gegangen.

Seitdem lag der Satz im Raum wie ein zweiter Geruch.

„Legt es noch einmal frei“, sagte Elaria.

Sario zögerte. Nicht, weil er ihr nicht gehorchen wollte. Weil selbst Berührung inzwischen eine Art Bekenntnis geworden war.

Er schlug das Tuch zurück.

Das Fragment war größer, als es in Sabras Händen gewirkt hatte. Eine schwere, dunkel angelaufene Brustspange oder ein Teil davon, mit verbogenem Rand und einem abgebrochenen Haken. In die Vorderseite war die ältere Hausmarke eingeprägt – nicht die bereinigte Form der heutigen Linie, sondern die gestrichene Version mit dem kleinen Seitenzeichen, das in offiziellen Fassungen seit Jahrzehnten fehlte.

Elaria nahm es auf.

Es war noch immer kalt.

Nicht übernatürlich kalt vielleicht. Aber genug, dass ihre Finger es sofort als etwas erkannten, das nicht aus der Gegenwart kam.

Sario räusperte sich. „Ich habe die Vergleichsstellen vorbereitet.“

„Dann schweigt und zeigt.“

Er nickte.

Die schwarze Chronik lag bereits an der entsprechenden Stelle offen. Das fehlende Todesjahr. Die nachgetragenen Begräbnisvermerke. Der Verweis auf familiäres Ermessen. Daneben eine ältere Genealogie, in der die gestrichene Nebenlinie noch nicht ganz getilgt war. Und darunter, auf einem schmalen Blatt, Sarios vorsichtige Abschrift aus dem Universitätsarchiv: Neuordnung des Erbes nach innerfamiliärer Bereinigung.

Bereinigung.

Das Wort beleidigte Elaria nun fast körperlich.

Sie hielt das Metallfragment über die Seite und sah, dass das eingeprägte Zeichen exakt mit dem blassen Abdruck korrespondierte, der am unteren Rand eines älteren Eintrags einst mit Wachs oder Farbe übertragen worden war. Dieselbe

Linienführung. Dieselbe kleine Abweichung im Seitenbogen. Dasselbe Familienzeichen, das nicht mehr existieren durfte.

Sario sprach leiser, als sei der Raum selbst ein Zeuge, den man nicht reizen wollte. „Wenn man Chronik, Universitätsabschrift und das Stück zusammenliest, ergibt sich eine nur kurz auftauchende weibliche Erbträgerin. Danach die Bereinigung. Danach die außerordentliche Ruhelegung. Danach Tilgung aus allen späteren Fassungen.“

Elaria antwortete nicht.

Sie blätterte weiter zurück.

Da war die ältere Hand. Streng. Trocken. Dann ein Wechsel. Eine hastigere Tinte. Und am Rand, auf einer Seite, die sie früher schon gesehen und nicht sehen wollte, ein knapper Zusatz, der so verkürzt geschrieben war, dass er leicht als Haushaltshinweis gelesen werden konnte: Schmuck der Schwester in innerer Verwahrung. Nicht in Familienauslage.

Schwester.

Nicht Cousine. Nicht Witwe. Nicht Name. Schwester.

Elaria spürte, wie ihr Atem enger wurde.

„Lest es vor“, sagte sie.

Sario tat es.

Seine Stimme zitterte leicht. Nicht aus Pathos. Aus dem Bewusstsein, dass Worte hier keine Forschung mehr waren, sondern Öffnung einer Wunde.

„Schmuck der Schwester in innerer Verwahrung.“

Elaria legte das Fragment daneben.

Es passte.

Nicht mechanisch. Aber erzählerisch. Historisch. Grausam eindeutig. Ein Grabschmuckteil, intern verwahrt, nie öffentlich ausgelegt, derselbe getilgte Zweig, dieselbe weibliche Linie, dieselbe Lücke.

„Und hier“, sagte Sario und schob ein anderes Blatt heran, „der Zusatz in der juristischen Randakte. Weibliche Vorrangstellung vor Neuordnung. Fragliche Todesumstände im Hausbezirk.“

„Zeigt.“

Er zeigte.

Elaria las nicht die ganzen Sätze. Nur Bruchstücke. Genug. weibliche Vorrangstellung. fragliche Todesumstände. Hausrecht. Keine öffentliche Aufbahrung.

Es war alles da.

Nicht als große, saubere Wahrheit. Sondern als das, was solche Häuser hinterlassen: Lücken mit Zähnen.

Sie dachte an die Ahnfrau, wie Sabra sie beschrieben hatte. Nicht nebelhaft. Nicht frei. Feucht erhalten. Direkt. Die dunkle Linie am Hals. Das alte Siegel. Den Satz: Sie wusste genug, um zu schweigen.

„Der Kaplan wusste es?“ fragte Sario leise.

Elaria hob den Blick so schnell, dass er zusammenzuckte.

„Ihr sprecht zu viel.“

„Verzeiht.“

Aber es war gefragt. Und sie wusste es nun auch.

Nicht ob Raciono den ersten Verrat begangen hatte. Das vielleicht nicht. Doch er hatte die Form geerbt. Die falsche Bestattung, das Schweigen, die innere Verwahrung, die Liturgie über der Lüge. Er war nicht der Ursprung. Aber einer der Pfeiler.

Und sie selbst?

Sie legte beide Hände auf die Tischkante.

Sie war nicht Urheberin. Nicht erste Täterin. Nicht einmal Zeugin des damaligen Verbrechens. Aber sie war die gegenwärtige Fortsetzung. Die Frau, die genug wusste, um Warnzeichen zu erkennen, und genug Haus in sich trug, um trotzdem die falschen Körper vorzuschieben.

Tero.

Corvel.

Ilanda.

Die getrennten Diener im Hof.

Sabras gerötete Wange.

Narebions Blick, als er begriff, dass sie selbst jetzt noch nach Form griff.

Alles kam nicht wie Reue. Eher wie Nüchternheit. Spät. Nutzlos für die Toten. Aber scharf genug, um das Blut in ihr kalt werden zu lassen.

„Herrin?“

Sario meinte wohl, sie sei zu lange still.

Sie wandte sich von ihm ab und trat an das Regal mit den verschlossenen Urkundenschubern. Dort hing noch der alte

kleine Silberspiegel, den frühere Verwalter zur besseren Lichtlenkung benutzt hatten. Darin sah sie sich selbst nur verzerrt: dunkles Kleid, scharfes Gesicht, Augen, die älter wirkten als am Morgen.

„Wisst Ihr, was das bedeutet?“, fragte sie.

Sario antwortete nicht sofort. Klug.

Dann: „Dass die offizielle Linie unhaltbar ist.“

„Nein.“ Sie drehte sich halb zu ihm um. „Das ist die kleinere Bedeutung.“

Er schwieg wieder.

„Es bedeutet“, sagte Elaria, „dass das Haus nicht von einem ruhelosen Toten angegriffen wird. Es wird von seiner eigenen gepflegten Schuld geerntet.“

Sario blickte auf die Chronik. „Dann müsst Ihr es offenlegen.“

Müsst.

Das Wort war leicht für einen Mann mit Schulden und ohne Stammhaus.

Und doch war es wahr.

Elaria ging zurück zum Tisch. Sie nahm das Fragment, legte es auf die aufgeschlagene Seite und drückte es so fest in das Papier, dass der Rand ein paar Fasern aufriss.

„Wenn ich es offenlege“, sagte sie, „verliert di Torre seinen Namen nicht nur für ein Jahr. Sondern vielleicht für eine Generation. Tempel, Nachbarhäuser, Erbfragen, Beschlagnahmung, neue Prüfung der Gruft, Zugriff auf die

abhängigen Körper, die ich jetzt noch mit meinem Wort halten kann.“

Sario schluckte. „Und wenn Ihr schweigt?“

Sie sah ihn lange an.

Er wusste die Antwort selbst. Darum war die Frage nicht mutig gewesen. Nur menschlich. Einer musste sie sagen.

„Dann sterben weitere“, sagte sie.

Keine große Rede.

Nur der Satz.

Draußen schlug irgendwo eine Tür. Danach ein fernes, hohles Läuten, nicht klar genug, um sicher zu sein, ob es wirklich eine Glocke war oder nur Metall im Haus. Elaria hörte dennoch sofort hin. Ihr Körper tat das inzwischen ohne Befehl.

Sario tat es ebenfalls.

„Es breitet sich weiter aus“, sagte er.

„Ja.“

„Sabra sagte, Teile der Wohnräume seien bereits feucht.“

„Ja.“

„Und Narebion?“

Diesmal kam die Antwort zu schnell. „Er will Zeugen, Öffnung, Namensnennung.“

Sario hob nur die Brauen, sehr wenig. „Dann will er das Richtige.“

Elaria hätte ihn dafür schlagen können.

Nicht, weil er unrecht hatte.

Weil Recht inzwischen wie eine Hinrichtung klang.

Sie ging zum inneren Schrank, öffnete ihn und nahm die kleine Kassette mit den Familienringen heraus. Darin lag unter anderem der gegenwärtige Siegelring der Hauslinie, geschniegelt, brauchbar, politisch sauber. Sie stellte ihn neben das alte Fragment.

Neu und Alt.

Geglättet und verdrängt.

Lebende Herrschaft und tote Wahrheit.

Es war fast unerträglich, wie deutlich das Bild dadurch wurde.

„Hier“, sagte Sario vorsichtig und schob ein letztes Blatt heran.

Seine eigene zurückgehaltene Abschrift.

Elaria erkannte es sofort. Nicht weil sie sie kannte. Weil sie begriff, dass er genau dieses Blatt bisher nicht gegeben hatte. Feineres Papier. Sorgfältigere Hand. Eine Reserve. Eine Waffe. Eine Versicherung.

„Ihr habt sie doch zurückgehalten.“

Sario wurde fahl. „Herrin, ich—“

„Belügt mich nicht mehr. Dafür ist es zu spät.“

Er senkte den Blick. „Ja.“

„Warum gebt Ihr sie jetzt?“

Lange schwieg er.

Dann sagte er erstaunlich schlicht: „Weil ich glaube, dass sie mich sonst ohnehin finden. Und weil ich nicht mehr sicher bin, was schlimmer wäre: Geld von den Falschen oder Stille vor dem, was ich jetzt weiß.“

Das war keine Läuterung. Nur Angst auf einer ehrlicheren Stufe.

Sie respektierte es fast.

Sie nahm die Abschrift.

Darin stand der knappe Zusatz, der bisher gefehlt hatte. Keine vollständige Erklärung. Nur ein Randhinweis aus einer älteren juristischen Notiz: Schmuckabgleich vorbehalten bei innerer Schwesterlinie.

Schmuckabgleich.

Schwesterlinie.

Vorbehalten.

Genug.

Mehr als genug.

Elaria schloss die Augen.

Nun gab es keine Lücke mehr, in die sie ihre Zweifel zurückdrängen konnte. Chronik. Grabschmuck. Getilgter Name. Weibliche Vorrangstellung. Falsche Ruhelegung. Interne Verwahrung. Alles fügte sich. Nicht schön. Nicht vollständig heilbar. Aber vollständig genug, um die letzte Ausrede zu töten.

Als sie die Augen wieder öffnete, war sie nicht ruhiger.

Nur klarer.

„Geht“, sagte sie.

Sario blinzelte. „Herrin?“

„Nehmt nichts mit. Sprecht mit niemandem. Bleibt erreichbar. Wenn ihr eine weitere Abschrift versteckt habt und ich erfahre es von anderen, werde ich Euch nicht an den Tempel ausliefern. Ich lasse Euch im Haus verschwinden. Habt Ihr mich verstanden?“

„Ja.“

Er glaubte ihr. Gut so.

Er sammelte nicht einmal seine Feder ordentlich ein. Ein Zeichen echter Angst. Dann verließ er den Archivraum durch die äußere Tür und schloss sie hinter sich zu leise, als dass man es noch Würde hätte nennen können.

Elaria blieb zurück.

Mit der Chronik.

Mit dem Fragment.

Mit dem Wissen.

Sie setzte sich endlich.

Nicht weil sie wollte. Weil ihre Knie plötzlich weich wurden.

Vor ihr auf dem Tisch lag die absichtliche Familienlüge in all ihren Teilen. Kein Gerücht mehr. Kein Verdacht. Kein fremder Kult. Kein ruheloser Toter aus blinder Laune. Ein Machtverbrechen, über Generationen gepflegt, liturgisch überdeckt, archivisch gefressen. Und sie, Elaria di Torre, war nun die Frau, die es vollständig lesen konnte.

Zu spät, um Corvel zu retten.

Zu spät, um Tero unbeschädigt aus ihrer Schuld zu nehmen.

Zu spät, um das Haus vor Schande zu bewahren.

Gerade noch früh genug, um zu begreifen, dass Schweigen jetzt nicht mehr Schutz, sondern weiteres Töten war.

Draußen im Mauerwerk tropfte es weiter.

Ein Tropfen. Noch einer.

Dann, ganz nah an der inneren Regalwand, hörte sie plötzlich ein leises Kratzen.

Nicht laut.

Nicht dramatisch.

Nur drei kurze Züge, als habe ein feuchter Fingernagel über Holz gestrichen.

Elaria sah nicht sofort hin.

Sie wusste bereits, dass dort nichts sein musste, um wahr zu sein.

Als sie schließlich den Kopf drehte, glitzerte an der Seitenwand des Regals, direkt neben den verschlossenen Urkundenschubern, ein frischer, feuchter Halbkreis aus Salz. Nicht groß. Nicht vollständig. Aber neu.

Das Haus wartete nicht mehr auf ihre Entscheidung.

Es lief bereits weiter, während sie noch begriff.

Und genau darin lag die Ruhe vor dem Ende:
Keine Möglichkeit war mehr unblutig.

Die letzte Nacht begann ohne Wind.

Über der Residenz stand Al'Anfa still, als halte selbst die Stadt den Atem an, um besser zu hören, wie ein altes Haus brach. In den versalzenen Wohnräumen klebte die Feuchtigkeit an Wänden, Türrahmen und Stoffen. Die Hauskapelle war gesperrt, die Dienergänge halb geräumt, die unteren Trakte nur noch ein Netz aus Wachen, Angst und gedämpften Befehlen. Niemand nannte es offen Belagerung.

Aber so fühlte es sich an.

Die Familiengruft war geöffnet worden.

Nicht heimlich mehr. Nicht unten in den verborgenen Katakomben. Sondern unter Zeugen.

Im inneren Gruftsaal, unter den schwarzen Gewölben des Hauses di Torre, standen Fackeln in Eisenhaltern und warfen flackerndes Licht über nassen Stein, aufgerissene Bleisaume und den halb freigelegten Zugang zur inneren Kammer. Grabfeuchte glänzte auf den Stufen. An den Wänden hatten sich Salzblüten gebildet wie kranke Blütenblätter. Über allem hing jener schwere Geruch aus altem Öl, nasser Erde und konserviertem Totenstoff, der sich nie wieder ganz aus einem Ort vertreiben ließ.

Elaria di Torre stand am Rand der geöffneten Gruft und hielt die schwarze Familienchronik in beiden Händen.

Sie trug kein Schmuckstück mehr außer dem glatten, gegenwärtigen Siegelring, den sie selbst erst vor wenigen Augenblicken abgezogen hatte. Er lag nun auf einem kleinen Steinteller neben ihr, zusammen mit dem geborgenen Grabschmuckfragment und einem Bündel aufgebrochener

Hausbänder. Abgelegte Herrschaft. Noch nicht verloren. Aber bereits aus der Hand genommen.

Raciano Merbal stand zu ihrer linken Seite, bleich wie das Salz an den Wänden. Zwei Tempelzeugen hinter ihm, schweigsam, angestrengt, nicht auf Läuterung bedacht, sondern auf Protokoll. Narebion auf der anderen Seite, mit müdem Gesicht und jener Ruhe eines Mannes, der endlich nicht mehr überzeugen muss, sondern nur noch durch das Elend hindurchtragen. Sabra etwas dahinter, die Hände leer, die Schultern hart, in den Augen etwas, das Elaria nicht länger als bloße Anklage lesen konnte. Eher als das Ende der Schonung.

Sario Belthas war ebenfalls da.

Das hatte Elaria entschieden.

Nicht weil sie ihm traute. Sondern weil sie wusste, dass seine Abschriften ohnehin in der Welt waren oder bald sein würden. Besser ein schuldiger Zeuge im Raum als ein freier Spekulant außerhalb. Er stand nahe der Rückwand, mit gesenktem Blick und dem Ausdruck eines Mannes, der begriffen hatte, dass manche Wahrheiten zwar Geld bringen, aber keinen Schlaf.

Und dort, tiefer unten in der offenen inneren Kammer, stand die Ahnfrau.

Nicht mehr verborgen.

Nicht frei.

Nur sichtbar.

Feucht erhalten, das Gewand schwer an ihrem Leib, der alte Grabschmuck fragmentiert, die dunkle Linie am Hals im Fackellicht schlimmer lesbar als zuvor. Sie bewegte sich kaum. Sie musste es auch nicht. Ihre bloße Gegenwart hatte das Haus

bereits weiter entweicht, als jede fremde Anklage es vermocht hätte.

Elaria schlug die Chronik auf.

Ihre Hände zitterten nicht mehr.

Das war kein Mut. Nur der Punkt, an dem Angst ihre feineren Bewegungen verloren hatte.

„Vor Boron, vor Marbos Rand und vor den Zeugen dieses Hauses“, sagte sie, und ihre Stimme klang trockener, tiefer, härter als sonst, „wird hiermit verlesen, was absichtlich verstellt, getilgt und unter familiärem Ermessen verborgen wurde.“

Raciano schloss kurz die Augen.

Nicht aus Andacht. Aus Niederlage.

Narebion sagte nichts.

Sabra auch nicht.

Elaria las.

Nicht alles. Die Chronik war voll anderer Schande, anderer kleinerer Grausamkeiten, die jetzt keine Rolle mehr spielten. Sie las die Lücken laut. Die Nachträge. Die Begriffe, hinter denen Blut verwaltet worden war. Schwesterlinie. innere Verwahrung. außergewöhnliche Ruhelegung unter Hausrecht. Bereinigung des Erbes. keine öffentliche Aufbahrung.

Mit jedem Satz veränderte sich der Raum.

Nicht dramatisch zuerst. Die Grabfeuchte zog feiner an den Stufen entlang. Salz rieselte an einer Wandfuge herab. Tief im Stein knackte es, als arbeiteten alte Spannungen gegeneinander.

Dann nannte Elaria den getilgten Namen.

Nicht ganz beim ersten Versuch.

Der Anfang blieb ihr trocken im Mund hängen, weil es etwas anderes war, einen Namen zu wissen, als ihn vor Tempelzeugen und Hausleuten in die Welt zurückzustoßen. Erst beim zweiten Anlauf kam er ganz.

Als er fiel, ging ein Zittern durch die Gruft.

Wirklich durch die Gruft.

Die Fackeln bogen sich in derselben Richtung, obwohl kein Wind ging. Von unten aus der inneren Kammer stieg ein kalter Hauch auf. Die Ahnfrau hob langsam den Kopf, und zum ersten Mal lag nicht nur beleidigte Ruhe in ihrem Gesicht, sondern etwas wie Anerkennung. Keine Erlösung. Nur das Ende einer Verweigerung.

Sario machte einen unwillkürlichen Schritt zurück.

Einer der Tempelzeugen schlug das Boronszeichen. Der andere schrieb hektisch weiter, obwohl seine Hand nicht mehr sauber führte.

Elaria las weiter.

Sie verlas die weibliche Vorrangstellung. Die getilgte Linie. Den Schmuckabgleich. Die interne Verwahrung. Nicht in der beschönigenden Sprache der Vorfahren, sondern mit ihren eigenen Worten dazwischen, wo es nötig war. Verraten. Verdrängt. Falsch bestattet. Zur Sicherung des Hauses. Zur Sicherung des Namens.

Raciano murmelte irgendwann leise: „Genug.“

Elaria las lauter.

„Genug“, sagte er nun deutlicher. „Ihr zerstört die letzte Form.“

Sie drehte den Kopf nicht einmal zu ihm. „Nein. Ich zerstöre Eure Pflege der Lüge.“

Das war der Augenblick, in dem auch seine letzte kultische Haltung brach.

Nicht groß.

Nur durch ein kleines, hässliches Aufzucken um den Mund. Durch die Art, wie sein Blick nicht zur Ahnfrau, sondern zu den Tempelzeugen ging. Nicht die Toten fürchtete er jetzt am meisten. Sondern die Institution, die ihn nach dieser Nacht nicht mehr einfach als Verwalter der Form würde lesen können.

Narebion sah es ebenfalls.

Sabra auch.

Elaria nannte nun die zweite Forderung der Bindung, ohne dass jemand sie aussprechen musste:

„Die Gruft ist offen, unter Zeugen, und die Verratene wird als zur Linie gehörig anerkannt.“

Wieder ging ein Risslaut durch den Stein.

Von der inneren Kammer her löste sich ein Stück Bleisaum und fiel scheppernd auf die Stufen. Die Grabfeuchte, die bis dahin nur gesammelt und gelauert hatte, begann nun sichtbar abzufließen. Nicht verschwinden. Nur ihren Druck zu verändern. Als verlöre der Knoten Halt, nicht aber seinen Schaden.

Noch fehlte das Letzte.

Der Preis.

Elaria wusste es. Narebion wusste es. Die Ahnfrau bewegte sich nicht, aber ihre Gegenwart drängte den Raum genau an diese Stelle.

Ein lebender Schutzträger musste auf Stand, Erbe und kultische Zugehörigkeit verzichten.

Elaria nahm den Siegelring vom Steinteller auf.

Er glänzte im Fackellicht. Sauber, kalt, aktuell. Die verdichtete Form all dessen, wofür sie zu lange die falschen Opfer gebracht hatte.

„Ich, Elaria di Torre“, sagte sie, und jetzt kam das Zittern doch, nicht in die Hände, sondern in die Stimme, „verzichte vor diesen Zeugen auf Vorrang, Erbrecht und kultisch unangefochtene Stellung innerhalb dieses Hauses, solange diese Schuld an meinem Namen haftet. Ich trage die Offenlegung. Ich trage die Entheiligung. Ich trage den Makel.“

Sie legte den Ring in die offene Chronik.

Auf die Seite mit der Bereinigung.

Metall auf Papier. Ein kleiner Laut. Endgültiger als ein Schrei.

Der Raum antwortete sofort.

Nicht mit Glocken. Die waren vorbei. Hier unten kam nur ein tiefes, schweres Seufzen aus dem Mauerwerk selbst, als sackte unter der Gruft ein alter Druckpunkt nach. Eine Salzkante an der Wand brach weg und zerfiel zu nassem Staub. Die Ahnfrau schloss für einen Augenblick die Augen.

Es hätte reichen können.

Tat es nicht.

Denn der Preis hatte immer zwei Schneiden gehabt.

Zusätzlich musste mindestens eine Figur bewusst einen nahestehenden Menschen den Institutionen ausliefern oder im Ritual zurücklassen, um die Bindung zu beenden.

Und da stand Raciano.

Alt. Mitverantwortlich. Nicht Ursprung, aber Pflege. Hauskaplan, Mittäter der Form, vielleicht Erbe des Verrats, gewiss Erbe seines Schweigens. Nahestehend genug, weil er das Haus getragen hatte und damit auch Elarias Herrschaft. Vertraut genug, dass seine Übergabe nicht bloß praktisch, sondern persönlich verräterisch war.

Er begriff es, noch ehe jemand sprach.

„Nein“, sagte er.

Nur das eine Wort.

Zum ersten Mal in dieser ganzen Nacht klang er nicht wie Amt, sondern wie Mensch.

Elaria sah ihn an.

Da stand all das zwischen ihnen: Jahre des gemeinsamen Schweigens, kultische Legitimation, gedeckte Unregelmäßigkeiten, seine Stütze ihrer Autorität, ihre Duldung seiner Liturgielügen. Sie hätte ihn früher schützen können. Vielleicht sogar jetzt noch halb. Auf Kosten neuer Toter. Auf Kosten der Wahrheit, die sie gerade erst lesbar gemacht hatte.

Raciano trat einen Schritt zurück. „Ihr habt, was ihr wolltet. Der Name ist gesprochen. Die Gruft ist offen. Lasst es enden.“

Narebion sagte leise: „Es endet nicht, solange die Pflege der Schuld ungebrochen bleibt.“

„Dann nehmt mich nicht in eure Marbo-Logik hinein!“, fuhr Raciano ihn an.

„Das ist nicht meine Logik“, sagte Narebion. „Das ist der Preis.“

Sabra blickte nur Elaria an.

Nichts in ihrem Gesicht drängte. Nichts bat. Gerade das machte es unerträglich.

Sario stand reglos wie ein Mann, der nur noch hofft, unsichtbar genug zu sein, um nicht auch noch zum Teil des Rituals gemacht zu werden.

Elaria spürte, dass sie noch einen Herzschlag hatte. Vielleicht zwei. Danach würde das Haus für sie entscheiden. Oder die Ahnfrau. Oder bloß die weiterarbeitende Bindung.

Raciano schüttelte den Kopf. „Ich habe das Haus bewahrt.“

„Nein“, sagte Elaria.

Sie hörte ihre eigene Stimme und wusste, dass sie diesen Satz ihr Leben lang im Mund behalten würde.

„Ihr habt es lange genug mit dem Toten verbunden.“

Er trat zurück, wollte noch etwas sagen, vielleicht bitten, vielleicht drohen, vielleicht sich in Borons Namen retten.

Sabra war schneller.

Nicht brutal. Nicht rachsüchtig.

Nur entschieden.

Sie stellte sich ihm in den Weg, eine alte Frau gegen einen alten Mann, und hielt ihm nichts als ihren leeren Körper entgegen. Doch genau darin lag die Wahrheit: Nicht Tempelgewalt, nicht Herrschaft, nicht Liturgie. Nur die Schwächere, die nicht mehr wich.

Raciano wollte an ihr vorbei.

Narebion trat hinzu.

Zwischen ihnen drängten sie ihn nicht in die Tiefe der Kammer. Das wäre zu einfach gewesen, zu rachsüchtig, zu falsch. Sie hielten ihn an der offenen Schwelle, genau dort, wo die gebrochene Bleifuge und die letzten alten Bannreste zusammenliefen.

„Nein“, sagte Raciano noch einmal, jetzt wirklich ängstlich. „Elaria.“

Es war vielleicht das erste Mal, dass er ihren Namen ohne Titel sprach.

Sie ging nicht zu ihm.

Das war ihre bewusste Auslieferung.

Nicht an ein wildes Töten. An die Institution und das Ritual zugleich. An die Zeugen. An die Schuld, die nun einen ihrer Pfleger nicht mehr im Schutz des Hauses hielt.

„Protokolliert“, sagte sie zu den Tempelzeugen, ohne den Blick von Raciano zu nehmen. „Raciano Merbal hat von der inneren Verwahrung, der falschen Bestattung und der fortgesetzten Bannpflege gewusst oder sie willentlich getragen. Ich übergebe ihn zur Untersuchung, und bis dahin bleibt er an dieser Schwelle, bis die Bindung bricht.“

Racianos Gesicht entgleiste.

Nicht, weil er sterben wollte.

Weil er verstand, dass Schande schlimmer sein konnte als Tod.

„Ihr verkauft mich“, flüsterte er.

Elaria antwortete nicht mit einem Trost, den sie nicht hatte.

„Ja.“

Der Satz riss den letzten Rest von Wärme aus dem Raum.

In der offenen inneren Kammer bewegte sich die Ahnfrau nun wirklich. Ein halber Schritt vor, bis ihre Füße fast an der Schwelle standen. Raciano sah sie jetzt vollständig. Ohne Mauer. Ohne Liturgie dazwischen. Seine Knie gaben nach. Sabra und Narebion hielten ihn nicht ehrfürchtig. Nur fest genug, dass er nicht floh.

Die Ahnfrau hob die Hand.

Nicht gegen Elaria.

Nicht gegen Narebion.

Gegen Raciano.

Er begann zu beten. Zu schnell, zu spät, zu menschlich. Worte fielen aus seinem Mund wie Kies.

Die Hand der Toten berührte ihn nicht einmal ganz.

Nur zwei Finger an die Stirn.

Feucht. Leicht. Unerträglich.

Raciano schrie.

Nicht, weil sie ihn verbrannte. Sondern weil etwas in ihm aufriss, das vielleicht seit Jahren schon offen hätte liegen müssen. Sein Schrei ging durch die Gruft, durch das Gewölbe, durch die Stufen. Dann sackte er in sich zusammen, die Augen offen, atmend noch, aber nicht mehr ganz dort. Kein Tod. Schlimmer vielleicht für ihn: ein Zusammenbruch, der jede spätere Untersuchung begleiten würde. Geist nicht völlig gebrochen, aber tief genug erschüttert, um nie wieder glatte Amtssprache über diese Nacht legen zu können.

Im selben Moment brach der Knoten.

Nicht wie ein Licht. Nicht wie göttliche Reinigung.

Eher wie ein lang überdehnter Stoff, der endlich reißt.

Die Grabfeuchte schoss einmal in dünnen Rinnsalen die Stufen hinab und zog sich dann zurück. Nicht verschwunden – nur nicht mehr drängend. Die Salzringe an den Wänden verloren ihre nasse Schärfe und wurden stumpf. Aus dem Mauerwerk kam ein letzter tiefer Laut, halb Seufzen, halb Knacken. Dann schwieg es.

Wirklich.

Zum ersten Mal seit der ersten Nacht.

Kein Glockenschlag. Kein Kratzen. Kein antwortender Ton aus einem anderen Teil des Hauses.

Nur Stille.

Schwere, beschädigte Stille.

Die Ahnfrau stand noch einen Augenblick in der offenen Kammer. Ihr Gesicht war nicht friedlich. Nicht erlöst im kindischen Sinn. Nur weniger angespannt. Weniger festgehalten.

Als dürfe der Körper nun endlich dem folgen, was man ihm zu lange verweigert hatte.

Sie sah Elaria an.

Lange genug, dass darin kein Dank lag, aber etwas wie das Ende eines Urteils.

Dann sank sie nicht theatralisch zusammen. Sie verlor nur allmählich Form. Das feuchte Gewand fiel in sich. Die Kontur des Gesichts wurde dunkler, flacher, unbewegter. Zurück blieb nicht Leere. Sondern ein toter Körper, endlich ganz tot.

Sabra begann zu atmen, als habe sie es die ganze Szene über vergessen.

Narebion schloss die Augen und neigte den Kopf. Kein Sieg. Kein Triumph. Nur bittere Bestätigung.

Elaria stand noch immer mit der geöffneten Chronik vor sich und dem Ring auf der falschen Seite.

Sie hatte überlebt.

Das Haus auch, technisch betrachtet.

Aber nichts davon war gerettet.

Raciano lag an der Schwelle, zitternd, mit offenem Blick in eine Wirklichkeit, die ihn sozial und geistig bereits vernichtet hatte. Die Tempelzeugen hatten alles gehört. Sario hatte alles gesehen. Sabra würde nie wieder so auf sie blicken wie auf eine Herrin, die noch Schutz bedeuten konnte. Und der Name di Torre war nun nicht nur geschwächt. Er war öffentlich an Totenfrevell gebunden.

Elaria schlug die Chronik zu.

Der Laut ging hart durch die still gewordene Gruft.

„Versiegelt den Ort nicht“, sagte Narebion leise. „Nicht sofort. Er muss lesbar bleiben.“

Elaria sah auf die zerstörten Bleisaume, die offene Kammer, die nassen Stufen, den zurückgelassenen Ring.

„Er wird lesbar bleiben“, sagte sie.

Und das war keine Drohung.

Nur das nüchterne Ende von allem, was früher noch Schutz geheißen hatte.

Am Morgen danach schwieg die Glocke.

Gerade das machte den Hof unheimlicher als jedes Läuten zuvor.

Die Luft über der Residenz war klarer als in den Tagen davor, fast leicht, und doch hing in jedem Atemzug noch die dumpfe Feuchte der Nacht. Auf den ersten Blick hätte man glauben können, das Haus sei zur Ordnung zurückgekehrt. Wachen standen wieder auf ihren Posten. Diener gingen mit gesenkten Köpfen über den Vorhof. In der Küche wurde Feuer gemacht. Irgendwo schlug Holz gegen Stein, jemand trug Wasser, jemand rief nach Tüchern.

Aber nichts daran war mehr gewöhnlich.

Die Hauskapelle stand offen.

Nicht zur Andacht. Zur Sichtbarkeit.

Elaria di Torre hatte den Befehl gegeben, die Sperrbalken zu entfernen. Kein Tempelband vor der Schwelle. Kein Tuch über den Wänden. Keine hastige Nachreinigung. Wer eintrat, sollte sehen, was blieb. Nicht alles. Aber genug.

Sie stand im Eingang und blickte hinein.

Die Salzringe an den Kapellenwänden waren stumpf geworden, mattweiß, wie Narben aus Mineral auf schwarzem Stein. Sie glänzten nicht mehr feucht, doch ihre Ränder fraßen sich weiterhin in den Putz. Unter der Ahnennische zog sich ein breiter Salzsaum bis in die Bodenfugen, und aus einer Fuge am Sockel des Boronbildes perlte noch immer langsam Nässe. Kein Strom mehr. Nur ein geduldiges Tropfen, das bewies, dass das Haus geheilt weder war noch werden würde.

Auf dem Boden, knapp vor dem Altar, zeichnete sich noch der dunklere Verlauf der Grabfeuchte ab, die in der Nacht zurückgewichen war. Sie hatte eine Spur hinterlassen, wie ein eingetretener Weg aus Wasser und Erde. Darüber lag feiner Staub, und in diesem Staub sah Elaria die Abdrücke von vielen Sohlen: ihre eigenen, Racionos schleifenden Schritt, Narebions enger Stand am Seitengang, Sabras harte Fersen.

Beweis.

Nicht mehr übernatürlich.

Nur sichtbar.

Hinter ihr blieb jemand stehen.

Sabra.

Elaria hörte sie, ohne sich umzudrehen. Sabras Schritte waren schwerer geworden in diesen Tagen. Nicht vom Alter. Vom, was sie nun mit sich trug.

„Sie fragen schon“, sagte Sabra.

„Wer?“

„Alle. Küche. Hof. Die Mägde im Südtrakt. Die ersten aus der Nachbarschaft stehen schon wieder draußen und tun, als kämen sie wegen eines Botengangs.“

Elaria nickte kaum merklich. „Und was sagt Ihr?“

Sabra trat neben sie.

Die gerötete Stelle an ihrer Wange war verschwunden. Nicht aber das Wissen darum. Nichts an ihrem Gesicht war wieder weich geworden. Doch der blanke Zorn der letzten Nächte war einer anderen Härte gewichen. Einer, die nicht mehr um Erlaubnis bat, zu sehen.

„Dass die Glocke schweigt“, sagte Sabra. „Und dass Schweigen nicht dasselbe ist wie Heilung.“

Elaria sah sie an.

Das war vielleicht der ehrlichste Satz, den in diesem Haus noch jemand sprechen konnte.

Im Innern der Kapelle bewegte sich nichts. Die Lampen waren gelöscht. Die Luft roch nach kalter Asche, Salz und altem Öl. Keine Stimme. Kein Kratzen. Keine Antwort aus dem Stein.

Und doch war der Ort nicht wieder ein Ort der Ordnung.

Er war ein lesbar verwundeter Raum.

„Ilanda?“, fragte Elaria.

Sabra schwieg einen Herzschlag zu lang. „Lebt.“

Nicht mehr.

Nur dieses eine Wort.

„Spricht sie?“

„Nein.“

Elaria schloss kurz die Augen.

Die zweite körperliche Spur der falschen Bannung stand also weiter im Haus herum und atmete. Nicht tot. Nicht geheilt. Nur beschädigt genug, um jeden Flur, den sie durchquerte, zur Erinnerung zu machen.

„Und Tero?“

„Schläft jetzt wirklich.“ Sabras Blick glitt in die Kapelle. „Aber er wacht bei jedem Tropfen auf.“

Elaria nickte.

Corvel war tot. Ilanda verstummt. Tero blieb in jenem Zwischenraum, den keine spätere Güte mehr ganz löschen würde. Genau so hatte die Nacht bezahlt.

Aus dem Vorhof drang Stimmengewirr. Nicht laut. Aber man hörte, dass Menschen wieder redeten, jetzt da die unmittelbare Panik gebrochen war. Worte sammelten sich schneller als Wasser. Hausfrevl. Gruftöffnung. verratene Schwesterlinie. Borons Schweigen. Marbos Randzeichen. Grandenhaus mit unruhigen Ahnen.

Gerüchte hatten in Al'Anfa nie lange Beine gebraucht. Nur den ersten Atemzug.

Elaria verließ die Kapellenschwelle und ging den kurzen Gang zum Vorhof hinüber. Sabra folgte nicht sofort. Gut. Für ein paar Schritte wollte Elaria allein sein.

Der Vorhof war im Morgenlicht fast schön.

Zu schön.

Die schwarzen Steinplatten glänzten an manchen Stellen von Nässe, obwohl es nicht geregnet hatte. Entlang der linken Wand, dort, wo zwei Wohnräume anschlossen, hatten sich Salzblüten an den unteren Fugen gebildet. Kleine, helle Krusten, als hätte das Haus dort zu schwitzen begonnen und danach beschlossen, es sichtbar zu lassen. Ein Schreiber des Hauses stand davor und notierte bereits Schäden an Mauerwerk und Ausstattung. Neben ihm trugen zwei Diener Tücher und Kalkwasser, wussten aber beide, dass sie damit nichts wirklich beseitigen würden.

An einer der Innenwände, nahe der Treppe zum oberen Flügel, war die Inschrift noch zu sehen.

Nicht Corvels Name aus dem Krankenzimmer. Der war versiegelt worden. Aber hier, auf halber Höhe der Wand, hatte die zurückweichende Grabfeuchte einen alten Hausnamen als verschwommene Linie nachgezeichnet. Nur drei oder vier Buchstaben waren sicher. Mehr brauchte es nicht. Jeder, der wusste, wusste genug. Jeder, der nicht wusste, würde nun fragen.

Ein junger Diener erblickte Elaria und sank sofort tiefer in die Schultern. Keine offene Furcht vor Strafe mehr. Eher jene neue Unsicherheit, ob der Name di Torre nun noch Schutz oder nur Nähe zur nächsten Katastrophe bedeutete.

Elaria blieb vor der Wand stehen.

Der Schreiber murmelte: „Herrin, sollen wir es abkratzen?“

Sie sah auf die feuchte, salzige Schrift.

Früher hätte sie ja gesagt. Ohne Zögern.

„Nein.“

Der Mann hob überrascht den Kopf.

„Es bleibt.“

„Herrin... es ist sichtbar.“

„Gerade deshalb.“

Der Schreiber senkte sofort den Blick. Nicht aus Verständnis.
Aus Gewohnheit.

Doch der Befehl war gefallen.

Lesbar bleiben.

Narebions Satz aus der Gruft.

Sie hasste, dass er in ihr nun wie ein Gesetz klang.

Sabra trat wieder zu ihr, und diesmal brachte sie Narebion mit. Er sah aus, als habe er überhaupt nicht geschlafen. Dunkle Schatten unter den Augen, die Kleidung noch feucht am Saum, das Gesicht ruhiger und härter zugleich. Kein Triumph. Auch in ihm gab es dafür nichts.

Er blieb ein Stück entfernt stehen. Klug. Zwischen ihnen war zu viel geschehen, um in einem Morgen wie diesem plötzlich vertraulich zu werden.

„Die Tempelzeugen sind fort“, sagte er.

„Mit Bericht.“

„Ja.“

„Und Raciano?“

Narebion antwortete nicht sofort. „Er lebt.“

Wieder dieses Wort. Nicht mehr.

„Er erkennt Menschen“, fügte er hinzu. „Aber nicht in richtiger Reihenfolge.“

Sabra schnaubte leise. Kein Mitleid. Keine Freude.

Raciano Merbal war also nicht tot, aber geistig tief genug zerbrochen, um jeder späteren Untersuchung wie eine wandelnde Brandspur beizuwohnen. Auch das passte zu diesem Haus. Es tötete nicht immer, wenn es ruinieren konnte.

„Der Vorplatz?“, fragte Elaria.

„Schon wieder sauberer, als er sein sollte“, sagte Narebion. „Aber nicht sauber genug. Die Leute haben gesehen, wie die Bahre kippte. Wie die Glocken antworteten. Das verschwindet nicht.“

„Nichts verschwindet“, murmelte Sabra.

Niemand widersprach ihr.

Sie standen zu dritt im Morgenlicht des verwundeten Hauses, und zum ersten Mal seit Tagen war kein unmittelbarer Befehl nötig. Keine Glocke. Kein Schrei. Kein Kratzen aus dem Mauerwerk.

Nur Nachbeben.

Ein Kind rannte über den hinteren Gang, blieb stehen, sah die Salzblüten an der Wand und wich dann instinktiv auf die andere Seite aus. Eine Magd trug frische Tücher, machte einen Bogen um die dunklen Bodenfugen und betrat erst dann den Wohntrakt.

Ein alter Träger schlug das Boronszeichen vor der Kapelle und ging schneller weiter, ohne hineinzugehen.

Das Haus lebte noch.

Aber es lebte jetzt um die Wunde herum.

Elaria blickte zurück zur offenen Kapelle, zu den stumpfen Salzringen, zur Feuchte, die nicht mehr drohte, aber blieb.

„Es wird nicht wieder“, sagte sie.

Narebion antwortete sachlich, fast mild. „Nein.“

Sabra sah die beiden nicht an. Nur die Wand mit dem Namen. „Soll es auch nicht.“

Elaria sagte dazu nichts.

Denn in diesem Satz lag mehr Gerechtigkeit, als sie verdiente.

Vom Tor her kam ein neuer Ruf. Ein Bote. Oder ein Neugieriger mit gutem Vorwand. Vielleicht schon die erste Nachfrage eines Rivalenhauses. Vielleicht ein tempeloffizielles Siegel. Vielleicht nur Stadtgerücht in Menschengestalt.

Der Morgen danach war keine Erlösung.

Er war bloß der erste Tag, an dem alle Schäden still genug dalagen, um gezählt zu werden.

Und genau darin bestand das Nachbeben: Die Bedrohung war gebrochen, aber der Ort blieb lesbar verwundet.

Später roch die Stadt schon wieder nach sich selbst.

Nach Teer am Hafen, heißem Stein, Fischresten, Lampenöl, Gewürzen, Schweiß und jener trägen Süße faulender Blüten, die in Al'Anfa selbst vor Tempeln nie ganz verschwand. Das war beinahe beleidigend. Als könne eine Stadt den Skandal eines Hauses einsaugen, kurz kauen und dann einfach weiteratmen.

Aber sie atmete nicht unschuldig weiter.

An der Universität von Al'Anfa saß Sario Belthas in einem Seitenraum ohne Fenster und hörte zu, wie über den Hauptgang hinweg Stimmen nur knapp zu leise geführt wurden.

Nicht sein Name zuerst.

Das war schlimmer.

Zuerst fielen nur Wendungen: ein südliches Haus in Schwierigkeiten, unruhige Ahnen, fragliche Gruftöffnung, tempelnahe Untersuchung, beschädigte Erbfolge. Dann der Name di Torre. Dann, deutlich später, sein Name ebenfalls, nicht als Mittelpunkt, sondern als vermutete Quelle. Akademische Diskretion war eine dünne Haut. Wenn sie riss, tat sie es geräuschlos.

Vor ihm auf dem Tisch lagen zwei Abschriften.

Nicht die Originale. Nicht mehr. Diese hatte er längst anders verteilt, anders versteckt, anders verraten, je nachdem, wen man fragte. Aber hier lagen zwei saubere Fassungen aus seiner eigenen Hand: gekürzte Passagen zur Schwesterlinie, zur außerordentlichen Ruhelegung, zum Schmuckabgleich. Nichts davon vollständig genug für einen juristischen Schlag. Alles zusammen genug für eine Erpressung.

Er las sie nicht mehr.

Er starrte nur darauf, wie andere Menschen auf eine Klinge starren, die sie selbst geschärft haben.

An der Tür kratzte es.

Nicht laut.

Sario fuhr trotzdem so heftig zusammen, dass die Feder vom Tisch fiel.

Dann kam keine zweite Regung. Kein weiterer Laut. Nur Stille.

Er ging nicht zur Tür.

Natürlich nicht.

Stattdessen blieb er sitzen, die Hände flach auf den Abschriften, und redete sich ein, das Kratzen habe vom Holz der alten Zarge gekommen. Oder von einer Ratte im Mauerwerk. Oder vom Wind, den es in diesem fensterlosen Raum gar nicht gab.

Schließlich stand er doch auf.

Langsam. Lächerlich langsam. Er trat zur Tür, öffnete sie einen Spalt und sah auf den leeren Gang hinaus.

Niemand.

Nur auf dem unteren Türbrett, dort wo der Lack bereits abgesprungen war, lag ein feiner, halbkreisförmiger Saum aus Salz.

Sario schloss die Tür sofort wieder.

Nicht mit einem Schrei. Nicht einmal mit einem Fluch.

Nur mit jener nüchternen Panik eines Mannes, der begreift, dass Wissen nicht mehr bloß von Gläubigern gesucht wird.

Er nahm die beiden Abschriften, faltete eine davon in die innere Tasche seines Wamses und schob die andere in einen Schub, der für Lehrlisten gedacht war. Kein guter Plan. Kein kluger. Nur der alte Reflex, Wahrheit doppelt zu führen, weil sie so zugleich Schutz und Ware sein konnte.

Genau dieselbe Gewohnheit, die alles hier erst möglich gemacht hatte.



Am Rand des Marbo-Tempels, dort wo der schwarze Bau auf die stilleren Wege der Söldnerinsel hinausging, stand Narebion im Schatten des fensterlosen Mauerwerks und hielt den Blick auf die Bucht gerichtet.

Er hatte den Bericht an den Tempel nicht vollständig gemacht.

Nicht aus Feigheit allein. Aus Einsicht.

Manches war nun ausgesprochen: getilgte Schwesterlinie, falsche Ruhelegung, geöffnete Gruft, gebrochene Bindung, entheiligter Hausort. Doch anderes hatte er ausgelassen oder nur als ungesicherte Erscheinung beschrieben. Nicht den vollen Namen der Ahnfrau. Nicht jedes Wort aus der Kammer. Nicht den genauen Klang ihrer letzten Antwort. Vielleicht, weil er wusste, dass Institutionen Wahrheit nur selten heilen, aber oft verwalten. Vielleicht auch, weil ein Teil von ihm diese Stimme nicht ganz in ihre Hände geben wollte.

Schwester Irscha trat neben ihn.

„Du siehst aus, als hättest du recht behalten und es hasstest.“

„Beides stimmt.“

Sie schwieg erst. Dann sagte sie: „Der Boron-Ritus wird es als Hausfrevl lesen. Die Rivalen als Gelegenheit. Die Universität als Material. Und du?“

Narebion sah nicht zu ihr hinüber. „Als Warnung, die viel zu spät ein Gesicht bekam.“

„Und ist es vorbei?“

Er antwortete nicht sofort.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Bucht schlug irgendwo eine Glocke zur normalen Stunde. Ein sauberer, weltlicher Ton. Kein falsches Antworten. Kein Echo aus dem Stein.

Und doch spürte er unter dem Laut etwas Nachbleibendes. Nicht in der Luft. In sich.

„Der Knoten ist gebrochen“, sagte er schließlich. „Aber gebrochene Knoten hinterlassen Enden.“

Irscha nickte kaum merklich. „Dann wirst du wieder gerufen werden.“

„Vielleicht.“

„Oder verfolgt.“

„Auch vielleicht.“

Sie warf ihm einen Seitenblick zu. „Du magst dieses Wort zu sehr.“

Er hätte fast gelächelt.

Fast.

„Nein“, sagte er. „Ich fürchte nur endgültige Sätze, wenn Menschen sie benutzen.“

Das war nicht die ganze Wahrheit. Die ganze Wahrheit war: Ein Teil von ihm glaubte noch immer, die Schuld könne nur den Träger wechseln. Dass sie nie ganz endete, sondern bloß die Form wechselte – von Gruft zu Haus, von Haus zu Schrift, von Schrift zu Gerücht, von Gerücht vielleicht zu anderen Totorten dieser Stadt.

Und weil er das glaubte, schlief er schlecht.

In der folgenden Nacht dann, als er endlich doch einschlief, träumte er nicht von der Gruft.

Er träumte von einem ganz anderen Totenhaus am Rand der Unterstadt, das er nie zuvor betreten hatte. Im Traum stand an seiner Wand ein halber Salzring, und im Staub darunter war mit feuchtem Finger ein einzelner Buchstabe gezogen. Nicht genug für einen Namen. Nur genug, um morgens mit trockenem Mund aufzuwachen und sich nicht sicher zu sein, ob Traum und Zeichen noch sauber zu trennen waren.

Im Gerüchtenetz der Stadt war das Haus di Torre binnen zwei Tagen nicht mehr bloß ein Skandal.

Es war eine brauchbare Geschichte geworden.

Einige erzählten von einer ruhelosen Ahnfrau, die ihren Verratenden die Zunge aus dem Schlaf gezogen habe. Andere behaupteten, in der Totenmesse habe sich ein Leichnam ganz erhoben und die Menge mit schwarzem Speichel bespien. Wieder andere machten aus allem einen Streit zwischen Boron und Marbo, als seien Götter schuld, wo Menschen lange genug gelogen hatten. Rivalisierende Häuser ließen ihre Schreiber diskret ältere Erbfolgen prüfen. Tempelnahe Kreise sprachen von

notwendiger Untersuchung kultischer Unregelmäßigkeiten im Grandenmilieu. Sklaven und Diener in anderen Residenzen senkten die Stimmen, wenn Totenglocken nach Sonnenuntergang schlugen.

Und immer wieder tauchten Abschriften auf.

Keine vollständigen. Nie so viel, dass ein offizielles Verfahren sich allein darauf stützen konnte. Aber genug Randmaterial, genug Formulierungen, genug Fetzen: Schwesterlinie. Bereinigung. innere Verwahrung. keine öffentliche Aufbahrung. Manche stammten aus Sarios Hand. Manche waren bereits daraus weiterkopiert worden. Manche hatte jemand verändert, ausgeschmückt, in böswilligere oder brauchbarere Formen gebracht.

Die Wahrheit war nun nicht mehr nur Wahrheit.

Sie war handelbar.

Im Haus di Torre selbst sprach kaum noch jemand laut von Reinigung.

Man sprach von Schäden, von Listen, von Räumen, die nicht mehr bewohnt werden sollten. Vom Austausch versalzter Wände. Von Tempelgesprächen. Von Besitzfragen. Von Übergängen. Nützliche Worte. Alle unzureichend.

Elaria di Torre ging am dritten Abend allein durch den oberen Wohntrakt.

Nicht aus Mut. Aus Müdigkeit. Das Haus hatte sich verändert, seit die Gruft offen unter Zeugen gestanden hatte. Die Bedrohung drängte nicht mehr wie zuvor aus jeder Fuge. Doch überall waren Spuren: stumpfe Salzsäume an Sockeln, feuchte Flecken an Wänden, ein beschädigter Steinrahmen vor der

Kapelle, versetzte Dienerblicke, das Schweigen, das sich anders anhörte, wenn es nicht mehr Gehorsam allein war.

Vor der Tür von Ilandas Kammer blieb sie stehen.

Drinne war es still.

Zu still.

Elaria öffnete dennoch.

Ilanda saß auf dem Bett, die Hände im Schoß, den Blick auf die Wand gerichtet. Vor ihr lag ein Stück Kreide. Daneben, auf dem dunklen Putz, hatte sie keine Worte geschrieben. Nur drei unvollständige Halbkreise. Salzringe aus trockener Kreide, jeder an einer anderen Stelle unterbrochen.

Elaria trat nicht näher.

Ilanda sah sie an und hob die Kreide leicht, als wollte sie fragen, ob sie weitermachen dürfe. Sprechen konnte sie noch immer nicht.

Elaria nickte.

Dann ging sie wieder.

Auf dem Rückweg kam sie an einem offenen Fenster vorbei. Von draußen stieg Stadtlärm herauf, gedämpft von Höhe und Nacht. Dazu etwas anderes: entferntes Glockenläuten, völlig normal, von irgendeinem Tempel oder Begräbnis weit außerhalb des Hauses.

Sie blieb trotzdem stehen und lauschte, bis der Ton verklang.

Danach war nichts mehr zu hören.

Und genau darin lag die Restinstabilität:

Niemand konnte mit letzter Sicherheit sagen, ob die Schuld im Haus di Torre geendet hatte – oder ob sie, einmal ausgesprochen und aus der Gruft gebrochen, nur ihren Träger gewechselt hatte.

Beachten sie unsere Romanserien:
Gefangen im Horror von Edgar Allan Corvinus
Unter den Augen der Zwölf – Valeria Seravalli

Herausgegeben im Jahre 1048 nach Bosparans Fall
durch Holmar Wenzelin zu Vinsalt

Gedruckt in der Offizin der
Druckerei „Zur Goldenen Letternkrone“
am Südufer des Vinsalt-Deltas



Scriptorium Aventuris

Als in einem alten Grandenhaus von Al'Anfa die Totenglocke ohne Menschenhand zu schlagen beginnt, hält Elaria di Torre das Geschehen zunächst für einen Angriff von außen. Doch mit jeder Nacht wächst das Grauen näher an ihre Mauern heran: Salzringe treten an den Wänden hervor, ein ausgelöschter Familienname kehrt in Staub und Blut zurück, und die Toten scheinen nicht länger bereit, im Schweigen zu bleiben.

An ihrer Seite steht ein marbogeweiheter Traumdeuter, der früh erkennt, dass dies kein gewöhnlicher Spuk ist. Aber Wahrheit bedeutet in Al'Anfa nicht Rettung. Wahrheit bedeutet Schande, Machtverlust und den Sturz eines ganzen Hauses.

Zwischen Gruft, Chronik und verdrängter Schuld geraten die Lebenden in einen Horror, der nicht vergessen, sondern bewusst bewahrt wurde.

Wie viele Unschuldige müssen sterben, bis ein Name endlich ausgesprochen wird?